

*Über den Autor:*

Bradley P. Beaulieu schrieb seinen ersten Fantasy-Roman schon während der Schulzeit, doch erst Anfang des neuen Jahrtausends entschloss er sich, das Schreiben zum Beruf zu machen, und besuchte zahlreiche Creative-Writing-Seminare, wo er von solchen Genre-Größen wie Nancy Kress, Joe Haldemann, Tim Power oder Holly Black lernte. »Die Legenden der Bernsteinstadt« ist die erste Trilogie, die von ihm auf Deutsch erscheint.

BRADLEY BEAULIEU

DIE ZWÖLF  
KÖNIGE

Die Legenden der Bernsteinstadt

Aus dem Amerikanischen  
von Antonia Zauner

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»Twelve Kings In Sharakhai« bei DAW.

*Besuchen Sie uns im Internet:*

*[www.knaur.de](http://www.knaur.de)*

*Facebook: <https://www.facebook.com/KnaurFantasy/>*

*Instagram: @KnaurFantasy*

*Ihre Meinung interessiert uns!*

*Bitte via Mail an [lesermeinung@droemer-knaur.de](mailto:lesermeinung@droemer-knaur.de)*



Deutsche Erstausgabe September 2017

Knaur Taschenbuch

© 2016 Bradley Beaulieu

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ralf Reiter

Covergestaltung: Guter Punkt, München

Coverabbildung: Stephanie Gauger, Guter Punkt,  
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51817-5

# 1

In einem kleinen Raum unterhalb der größten Kampfgrube Sharakhais saß Çeda auf einer Holzbank und zurrte ihre fingerlosen Handschuhe fest. Es war kalt hier, beinahe frostig im Vergleich zu der allgegenwärtigen Hitze der Stadt. Bemalte Keramikkacheln zogen sich die Wände entlang, und überall im Raum waren nicht zueinanderpassende Holzbänke und Regale verteilt, die eindeutig schon bessere Tage gesehen hatten. Wäre Çeda einfach irgendeine Kämpferin gewesen, säße sie jetzt zusammen mit Dutzenden anderen Frauen und Männern in einem der Räume auf der anderen Seite der Gruben. Doch seit sie im Alter von vierzehn Jahren ihren ersten Kampf gewonnen hatte, galten für sie besondere Regeln.

*Bei den Göttern, schon fünf Jahre ist das her.*

Sie ballte die Hände zu Fäusten und genoss das Ächzen des Leders und wie sich das Kettengeflecht anfühlte, das Handrücken und Knöchel umschloss. Dann kontrollierte sie die Riemen ihrer Rüstung: die Bein- und Armschienen, den schweren Kampfrock und schließlich die Brustplatte. Die gesamte Rüstung war einmal weiß gewesen – in der Farbe gebleckter Wolfszähne –, doch mittlerweile war sie so abgenutzt, dass überall das natürliche Braun des Leders hindurchschimmerte. *Sie hat mir gute Dienste geleistet*, dachte Çeda. Die Rüstung fühlte sich gebraucht an, lebendig, vom Kampf geküsst. Genau wie sie es mochte.

Sie hob den glänzenden Stahlhelm vom Boden auf und stellte ihn auf ihrem Schoß ab. Ihr Blick richtete sich auf die eiserne Maske, die daran befestigt war – das Gesicht einer Frau, kalt und emotionslos im Angesicht des Kampfes. Auf der Krone des Helms war das Fell eines Wolfes mit gefletschten Zähnen angebracht.

Eine Stimme, so alt und grau wie ein zum Leben erwachter Berg, hallte durch den Gang: »Es ist Zeit.« Das war Pelam.

Çeda blickte zu dem blutroten Vorhang vor dem Eingang. »Ich komme«, sagte sie und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf

den Helm. Ihre Finger glitten über die vielen Scharfen im Metall, über die leeren Augen der Maske ...

*Tulathan, gib mir Voraussicht.*

... strichen durch das raue Fell des Wolfspelzes ...

*Thaash, leite mein Schwert.*

Dann zog sie den Helm über ihr geflochtenes schwarzes Haar und befestigte ihn sorgfältig.

Sie hielt noch einmal inne und spürte, wie das Gewicht der Rüstung sie umschloss, ehe sie den schweren Vorhang teilte und den Tunnel hinauf in die Hitze der Mittagssonne schritt. Die Wände der Kampfgrube ragten um sie herum auf, und darüber, angeordnet in konzentrischen Kreisen, befanden sich die Sitzplätze des Stadions. *Sieht nach einem guten Tag für Osman aus.* Schon jetzt warteten mehrere Hundert Besucher auf den Beginn der Kämpfe.

Gut die Hälfte der Zuschauer bestand aus Einwohnern Sharakhais, die bestens mit den Gruben und den regelmäßig antretenden Kämpfern vertraut waren. Die andere Hälfte war lediglich zu Besuch in der Stadt, die man das Bernsteinjuwel der Wüste nannte. Sie waren gekommen, um Handel zu treiben oder um hier, wo sich ihnen bessere Bedingungen boten als in ihrer Heimat, ihr Glück zu finden. Es nagte an Çeda, dass so viele hierher in ihr Zuhause kamen und von ihm zehrten wie Flöhe von einem Hund. Obwohl sie sich nun wahrlich nicht beschweren konnte ...

Ein Junge in einem meergrünen Kaftan deutete wild gestikulierend auf sie und rief: »Die Weiße Wölfin! Die Weiße Wölfin ist gekommen, um zu kämpfen!«

Mit einem Mal war die Menge auf den Beinen, und alle reckten die Hälsen, um besser sehen zu können.

... denn sie verdiente genug in den Gruben.

Wilder Jubel brandete auf, als sie in die Mitte der Arena schritt und sich zu den anderen elf Kämpfern gesellte, die sich dort im Kreis aufgestellt hatten.

Die Wettmänner hinter ihren Ständen begannen die Gewinnquote für die Weiße Wölfin auszurufen. Sie war noch nicht einmal für einen Kampf ausgewählt, deshalb wusste auch niemand, gegen

wen sie antreten würde, und doch herrschte bereits Gedränge, weil jeder der Erste sein wollte, der auf sie setzte.

Die anderen Kämpfer musterten Çeda misstrauisch. Einige davon kannten sie, doch genau wie die Zuschauer waren viele von ihnen aus fernen Königreichen gekommen, um sich mit den besten Kämpfern Sharakhais zu messen. Unter ihnen befanden sich drei Frauen – zwei davon recht muskulös, die dritte jedoch ein regelrechtes Tier; sie brachte mindestens drei Steine mehr auf die Waage als Çeda. Der Rest waren Männer, einige bullig, andere schlank und wendig. Einer allerdings ragte wie ein Turm aus ihrer Mitte auf. Er trug eine abgenutzte Lederbrustplatte und einen konischen Helm mit Kettengewebe im Nacken, das bei jeder Bewegung gegen seine Schultern schlug. Haluk. Er war mehr als einen Kopf größer als Çeda und starrte sie an wie ein angriffslustiger Stier.

Çeda reagierte darauf, indem sie auf ihn zusteuerte und dabei den Daumen so fest gegen eine scharfe Kante ihrer Kettenhandschuhe presste, bis er blutete. Haluk musterte sie mit einem Ausdruck der Verwirrung, der sich aber dann in eine Art boshafte Freude verwandelte, als Çeda vor ihm stehen blieb und ihren blutigen Daumen in die Mitte seiner Lederbrustplatte drückte.

Die Menge tobte.

An den Wettständen brandete neue Hektik auf, während der Rest des Publikums versuchte, die besten Plätze am Rand der Grube zu ergattern.

Çeda hatte Haluk gezeichnet und damit für sich beansprucht – eine uralte Geste, die nicht jeder Kämpfer respektierte, aber sie ging davon aus, dass diese hier es tun würden. Niemand wollte seinen ersten Kampf des Tages gegen Haluk bestreiten. Çeda wandte sich ab und schenkte Haluk keine weitere Beachtung, während sie ihren Platz im Kreis wieder einnahm. Der zornige Ausdruck auf seinem Gesicht wich nach und nach kühler Berechnung. *Sehr gut*, dachte Çeda. Er hatte angebissen, und seine Wahl würde mit Sicherheit auf sie fallen, wenn sie nicht die Gelegenheit hatte, ihn zuerst auszuwählen.

Als sich der Trubel um die Wettmänner wieder etwas gelegt hatte, trat Pelam aus einem der dunklen Gänge am Rand der Grube

hervor. Das war das Zeichen, dass der erste Kampf kurz bevorstand, und noch einmal brach Tumult an den Ständen aus.

Pelam trug eine juwelenbesetzte Weste, eine braune Kofia und einen roten Kaftan, der nicht nur der aktuellen Mode entsprach, sondern auch einen edlen Eindruck machte, wenn man einmal davon absah, dass sein Saum nach vielen Tagen in den Gruben hoffnungslos staubig war. In einer seiner knochigen Hände hielt er einen geflochtenen Korb. Der Kreis der Kämpfer öffnete sich für ihn, und er trat in ihre Mitte und nahm den Deckel ab. Pelam warf einen letzten Blick in die Runde, um sich zu vergewissern, dass alle bereit waren, dann stieß er die Hand in das Innere des Korbs und brachte eine Viper zum Vorschein, die in etwa so lang war wie seine dürren Beine. Die Schlange wand sich, stellte ihre Haube auf und zischte, sodass jeder die Giftzähne sehen konnte.

Pelam wusste, was er tat, trotzdem sträubten sich beim Anblick der Schlange Çedas Nackenhaare. Es kam selten vor, dass jemand gebissen wurde, aber es passierte. Vor allem dann, wenn einer der Kämpfer noch unerfahren war und zusammenzuckte, wenn die Schlange sich ihm näherte. Çeda war so klug, sich nicht zu rühren, aber Fremde hielten sich nicht immer an Pelams Anweisungen vor dem Kampf, und es war nicht notwendigerweise der, der zuckte, in dessen Fleisch die Schlange letztlich ihre Zähne versenkte.

Während Pelam das sich windende Tier in die Luft hielt, nahmen die Kämpfer eine breitbeinige Position ein, bei der sich ihre Sandalen und Stiefel berührten. Pelam kontrollierte noch einmal die Haltung jedes Einzelnen, und als er zufrieden schien, ließ er die Schlange zu Boden fallen und trat zurück.

Die Viper lag im Sand und wand sich zu einem engen Knoten, während die Schreie der Menge in die heiße Wüstenluft aufstiegen und die Stimmung ihren Siedepunkt erreichte. Jeder brüllte den Namen seines Favoriten heraus. Die Kämpfer selbst blieben stumm. Zuerst steuerte die Viper auf Pelam zu, dann aber schien sie es sich anders zu überlegen und näherte sich dem Kämpfer rechts von Çeda, ehe sie noch einmal die Richtung wechselte – und direkt zwischen Haluks Beinen hindurchglitt.

Jetzt wurde es still auf den Rängen. Ein Grubenjunge kam ange-

laufen, packte die Schlange bei der Schwanzspitze und versenkte sie wieder in ihrem Korb, wobei sie sich drehte und wand wie der Bohrer eines Holzarbeiters.

Pelam wartete ruhig ab, bis Haluk seine Wahl traf.

Der große Mann zögerte nicht. Er kam direkt auf Çeda zu und spuckte vor ihr in den Sand.

Die Menge tobte. »Die Wahl der Eiche der Stadtwache ist auf die Weiße Wölfin gefallen!«

*Eiche* war mehr als passend für Haluk. Er war der Anführer der Silbernen Speere, der Stadtwache, und ein Baum von einem Mann, aber er war auch ein besonders grausamer Mann, und es war an der Zeit, ihm eine Lektion zu erteilen.

Zuschauer aus den umliegenden Gruben wurden von den Neuigkeiten angezogen wie Schakale von einem Kadaver. Schon bald waren die Ränge zum Platzen gefüllt.

Während die anderen Kämpfer die Arena verließen, betrat etwa ein Dutzend Jungen mit Holzschwertern, Schilden und Keulen im Laufschrift die Arena. Als Herausgeforderte stand Çeda die erste Wahl der Waffen zu, aber sie folgte einem alten Brauch: Sie hatte ihn gezeichnet, das bedeutete, dass sie Haluk herausgefordert hatte und nicht umgekehrt, also senkte sie den Kopf und überließ mit einer Geste in Richtung der Waffen ihm die erste Wahl. Viele hätten diese Ehre nun erwidert, doch er gab nur einen dumpfen Laut von sich und wählte eine der wenigen Waffen, die von beiden Kontrahenten genutzt werden mussten: die Fessel.

Das Lärmen der Menge schwoll zu einem Donnern an. Manche lachten, anderen klatschten. Einige wenige blickten sogar mit unverhohlener Sorge auf Çeda herab, die durch Haluks Wahl gerade einen ernsthaften Nachteil erlitten hatte.

Die Fessel bestand aus einem kurzen Seil aus festem, geflochtenem Leder. Jedem Kämpfer wurde ein Ende davon ums Handgelenk gewunden, sodass beide sich nicht allzu weit voneinander entfernen konnten und sichergestellt war, dass es zu einem Handgemeine kommen würde.

Den Blick fest auf Haluk gerichtet, streckte Çeda den rechten Arm aus, damit Pelam ein Ende der Fessel an ihrem Handgelenk

befestigen konnte. Nachdem er die Prozedur bei Haluk wiederholt hatte, griff er nach einem kleinen Messinggong und einem Schlägel, die einer der Jungen ihm reichte.

Die Grube war in der Zwischenzeit geräumt worden, sodass sich nur noch Çeda, Haluk und Pelam in ihr aufhielten.

Die Tore vor den Gängen am Rand schlossen sich.

Pelam hob den Gong auf halbe Höhe zwischen den beiden Kämpfern in die Luft und machte eine dramatische Pause, ehe er ihn schlug und zurücktrat.

Noch hing die Fessel locker zwischen ihnen, doch Haluk würde das mit Sicherheit bald zu ändern versuchen, denn wenn es ihm gelang, Çedas Bewegungen zu kontrollieren, hatte er die Oberhand. Doch sie war darauf vorbereitet. Im gleichen Moment, in dem Haluk versuchte, so viel wie möglich von dem Lederriemen an sich zu reißen, schoss sie auf ihn zu, setzte zum Sprung an und verpasste ihm einen Tritt gegen das Kinn. Er wich zurück, und Çeda griff an. Seine Augen weiteten sich überrascht, als sie seinen unkoordiniert in die Luft gerissenen Arm packte und ihm die Faust ins Gesicht ramnte.

Sie spürte, wie sich das Kettengewebe tief in ihre Kampfhandschuhe grub – aber Haluk traf es schlimmer: Er fiel auf den Hintern, wobei sich sein Helm löste und unter einem Wirbel aus Staub auf dem trockenen Boden der Grube aufschlug.

Die Menge heulte entzückt auf.

Während der Helm außer Reichweite schlitterte, rollte Haluk sich rückwärts über die Schulter ab und kam so schnell wieder auf die Beine, dass Çeda keine Zeit blieb, ihn daran zu hindern.

Er hob eine Hand an die Wange und fühlte das Blut, das aus dem Muster aus Schnitten quoll, das das Kettengewebe in seiner Haut hinterlassen hatte. Er starrte die Hand an, als wäre er enttäuscht von sich selbst, dann wurde sein Blick hart. Zuvor hatte er seinen Zorn in erster Linie zur Schau getragen, um Çeda einzuschüchtern, doch jetzt kochte er vor Wut.

*Nichts ist so blind wie der Zorn eines Mannes*, dachte Çeda.

Haluk nahm eine geduckte Haltung ein und begann, ohne sie aus den Augen zu lassen, die Fessel nach und nach um sein Handgelenk

zu wickeln, um den Riemen zwischen ihnen straff zu ziehen. Çeda wich zurück und zerrte mit ihrem ganzen Körpergewicht an der Fessel, sodass das Leder schmerzhaft über Haluks Arm schabte. Doch er achtete gar nicht darauf und fuhr fort, sich das Seil ums Handgelenk zu wickeln. Çeda zerrte erneut an der Fessel, doch Haluk konterte jedes ihrer Manöver mit wohldosierten Zügen an dem Seil, die die Muskeln an seinen Armen hervortreten ließen.

Er grinste und zeigte zwei Reihen unregelmäßiger Zähne.

Çeda versetzte ihm etliche Tritte gegen Oberschenkel und Knie, die weniger ernsthafte Angriffe darstellten als mehr dazu dienten, seine Reflexe zu testen. Er parierte sie mühelos. Gerade wollte sie noch einmal an der Fessel reißen, als er plötzlich locker ließ und sich auf sie stürzte. Çeda stolperte, gab vor, die Balance zu verlieren, und als Haluk herankam, tauchte sie nach rechts ab und schwang ihren Fuß gegen seine Knöchel.

Er fiel wie ein Stein, und die Luft entwich zischend aus seinen Lungen.

Er griff nach Çeda, und es gelang ihm, ihren Knöchel zu packen, doch ein kurzer Tritt mit der Ferse ihres freien Fußes genügte, und sie tänzelte außer Reichweite, während Haluk schwerfällig wieder auf die Beine kam.

Die Menge heulte erneut auf, und viele der fremden Besucher stimmten ein, obwohl sie den Grund für die Begeisterung gar nicht kannten. Doch die Sharakhani kannten ihn. Sie wussten, warum Duelle wie dieses so selten und so besonders waren.

Haluk kämpfte seit zehn Jahren in den Gruben, und er war nicht ein Mal besiegt worden. Çeda hatte seit ihrem ersten Kampf nur selten verloren und in den letzten drei Jahren keine einzige Niederlage einstecken müssen. Jeder wusste, dass sich die Geschichte dieses Kampfs wie ein Lauffeuer verbreiten würde, vor allem dann, wenn Çedas Sieg so eindeutig ausfiel. Es gab nur wenige, die es wagen würden, in Haluks Hörweite darüber zu sprechen, aber bis zum Abend wüsste die ganze Stadt davon.

Das war auch Haluk klar. Der durchdringende Blick, mit dem er Çeda musterte, hatte etwas Verzweifeltes. Noch einmal würde er sich nicht so leicht übertölpeln lassen.

Die beiden brachten wieder etwas Abstand zwischen sich, und die Menge wurde mit einem Mal auf unheimliche Weise still. Nur Haluks Keuchen und Çedas tiefe, kontrollierte Atemzüge aus dem Inneren des Helms waren zu hören.

Haluk machte einen vorsichtigen Schritt auf sie zu. Çeda wich zurück und griff sich dabei ein Stück der Fessel. Haluk tat es ihr gleich, bis sie sich beide etwa ein Viertel der Länge gesichert hatten und nur noch wenige Schritte zwischen ihnen lagen.

Haluk machte zwei bedachte Schritte auf sie zu. Er versuchte, die Distanz zu überwinden, aber er blieb dabei so wachsam, wie man es von einem Mann erwarten sollte, der Anführer von Sharakhais Stadtwache war.

Çeda verteilte erneut Tritte in Richtung seiner Beine, die zwar trafen, aber nicht viel ausrichteten. Doch darum ging es gar nicht, sie musste ihn beschäftigen, bis sie bereit für ihren nächsten Zug war. Sie versetzte ihm noch einen Tritt und wich zurück, aber viel Raum blieb ihr nicht mehr. Haluk hatte ein weiteres Stück der Fessel an sich gerafft, sodass Çeda etwas von ihrer eigenen Reserve aufgeben musste. Erneut bewegte sich Haluk auf sie zu und zog ein weiteres Stück des geflochtenen Seils an sich, sodass Çeda sich gezwungen sah, noch etwas mehr abzugeben. Bis ihr nichts mehr blieb.

Wieder er mit einem scharfen Ruck an der Fessel und achtete dabei darauf, dass er einen sicheren Stand hatte. Çeda wurde nach vorne gezogen, bis sie gerade noch außer Schlagdistanz war.

Die Menge begann mit den Füßen zu stampfen, bis die ganze Grube davon widerhallte, doch sonst gab sie keinen Laut von sich, so verzückt war sie von dem Geschehen.

Haluk zerrte erneut an der Fessel, und jetzt, da sie sich so nahe waren, legte er noch mehr Kraft in die Bewegung. Und das war der Moment, in dem Çeda zuschlug.

Sie nutzte die Spannung des Riemens, um sich nach vorne, direkt gegen seinen Körper, schnellen zu lassen. Überrascht versuchte Haluk, nach ihrem Hals zu greifen, doch sie klammerte ihre Unterarme um seinen Nacken und packte mit beiden Fäusten sein langes, braunes Haar. Sie schlang die Beine um seine Taille, wand

sie um seine Oberschenkel und klemmte ihre Füße dann in seine Kniekehlen, in der Hoffnung, ihn zum Stolpern zu bringen und das hier ein für alle Mal zu beenden.

Doch er fiel nicht. Er war zu groß, zu stark. Und er tat genau das, was sie auch getan hätte: Er setzte dazu an, sie auf den Boden zu schleudern.

Am höchsten Punkt seiner Bewegung tat sie das Einzige, was ihr in dieser Situation blieb: Sie klammerte sich, so fest sie konnte, an seinen Hals und seine Körpermitte.

Der Aufprall war hart, sehr hart. Schmerz explodierte in ihrem Rücken, als Haluks volles Gewicht auf ihr landete. Über ihr eigenes Husten und das Klingeln in den Ohren hinweg konnte sie hören, wie er lachte. »Ganz dumme Idee, Mädchen.«

Er versuchte sich aufzurichten, doch sie hatte ihre Arme um seinen Nacken geklammert. Seine Taille war fest von ihren Beinen umschlossen. Er war stark, aber in dieser Position war es ihm unmöglich, die Umklammerung zu lösen. Wieder und wieder versuchte er, Abstand zwischen sie zu bringen, um sich Raum für einen Stoß zu verschaffen, aber jedes Mal, wenn er es versuchte, schlang sie die Arme nur noch enger um seinen Hals und drückte ihm das Blut ab. Um dem zu entgehen, ließ er sich wieder fallen, und dann lagen sie wieder da, Körper an Körper, schnell und heftig atmend, und setzten ihr intimes Duell im Kampf um jeden Millimeter Bewegungsfreiheit fort.

Als Haluk den Kopf einmal etwas zu weit hob, ließ sie ihre Stirn gegen die seine krachen. Die Kante des Helms hinterließ einen tiefen Schnitt in seiner Haut. Blut rann über seine Stirn, an der Nase entlang. Es tropfte auf ihre eiserne Maske, und sein Geruch stieg ihr in die Nase.

Und dann, in einer einzigen plötzlichen und zorn erfüllten Bewegung, ruckte Haluk nach oben und schob blitzschnell seinen Unterarm vor ihre Kehle, um sie dann zu Boden zu drücken.

Sofort war die Menge auf den Beinen, sie schrie und tobte. Aber Çeda nahm davon nicht mehr wahr als ein durchdringendes Klingeln in den Ohren. Sie hörte das Klopfen ihres Herzens, spürte, wie der Druck von Haluks Arm sich verstärkte.

Es war ein gutes Manöver gewesen, ein kluges Manöver unter diesen Umständen, aber er hatte sich damit angreifbar gemacht. Sie ließ die rechte Hand seinen linken Arm hinabgleiten bis etwa zum Ellenbogen, wo sie die beste Hebelwirkung haben würde. Dann stieß sie einen kehligen Schrei aus, während sie seinen Arm nach oben und dabei gleichzeitig sich selbst an seinem Körper entlang nach unten drückte, gerade genug, um mit dem Kopf unter seiner Armbeuge hindurchzuschlüpfen und sich aus seinem Klammersgriff zu befreien.

Er versuchte erneut, den Arm um ihren Hals zu schlingen, doch ehe er Gelegenheit dazu bekam, griff sie nach den Schnallen am anderen Ende seiner Brustplatte und zog sich daran zur Seite und halb auf seinen Rücken. Genau dort wollte sie sein.

Sie hob den linken Arm – der, an dem die Fessel befestigt war – und bewegte ihn so, dass das Seil über sein Gesicht und dann um seinen Hals glitt. Sofort festigte sie ihren Griff und zog an der Fessel.

Haluk wusste, was gerade passierte – er versuchte sie abzuwerfen, zumindest weit genug, um die Finger unter die Fessel zu bekommen –, aber ihr Griff war zu fest. Er war ein Stier von einem Mann, und sie stöhnte zwischen zusammengebissenen Zähnen und bog den Rücken durch. Die Muskeln ihrer Arme spannten sich wie die Tauen eines Segelschiffs.

Eigentlich hätte er längst mit der Hand auf den Boden schlagen und damit den Kampf aufgeben oder ohnmächtig werden müssen, doch nichts davon war passiert. Mit Schaum vor dem Mund rang er nach Luft, sein Atem ein verzweifelttes Keuchen. Und dann, endlich, wich alles Leben aus seinem Körper.

Çeda hörte Pelams Gong nicht, der den Kampf beendete. Aber sie hörte die Zuschauer.

Sie konnten ihre Begeisterung nicht länger zurückhalten. Sie stampften mit den Beinen auf, reckten die Fäuste. »Die Wölfin hat gesiegt! Die Wölfin hat gesiegt!«

Çeda beachtete sie nicht, sondern rollte Haluk auf den Rücken und setzte sich auf ihn. Sie löste die Fessel und sah, wie das Blut aus seinem Gesicht wich und eine seltsame, todesähnliche Blässe zurückließ.

Er öffnete die Augen und blickte Çeda mit einem Ausdruck der Verwirrung an. Er sah sich um, als hätte er keine Ahnung, wo er sich gerade befand. Doch dann registrierte er die tobende Menge und Çedas Maske, und ein Ausdruck tiefen, unsäglichen Zorns erfüllte seine Miene.

Çeda beugte sich hinunter, bis ihre Brust die seine berührte, und flüsterte ihm ins Ohr: »Wenn du das nächste Mal Hand an deine Tochter legst, Haluk Emet'ava«, sie presste ihm den Nagel ihres rechten Daumens in die Seite, genau in die Vertiefung zwischen der vierten und fünften Rippe, »wird es deutlich schlechter für dich ausgehen.« Sie kam noch ein bisschen näher und flüsterte: »Das nächste Mal erwarten dich keine Prügel bei Tageslicht, sondern ein Messer im Dunkeln.« Sie erhob sich, noch immer auf ihm sitzend, und sah ihm in die Augen. »Hast du das verstanden?«

Haluk blinzelte. Er erwiderte nichts auf ihre Forderung, doch sie sah die Scham in seinen Augen, die ein klareres Eingeständnis seiner Taten war, als Worte es je sein könnten.

Wie einen Keil, der immer weiter in ein Stück Holz getrieben wird, presste sie den Daumen tiefer zwischen seine Rippen. »Ich warte auf eine Antwort.«

Er zog eine schmerzverzerrte Grimasse, leckte sich über die Lippen und sah zu der jubelnden Menge. Dann nickte er. »Verstanden.«

Çeda nickte ebenfalls, dann erhob sie sich und trat zurück.

Pelam hatte ihren Austausch mit einem halb neugierigen, halb besorgten Funkeln in den Augen beobachtet, aber er äußerte sich nicht dazu. Er wandte sich einfach um und präsentierte Çeda mit einer leichten Verbeugung und einer ausladenden Geste der Menge. Während die Zuschauer johlten und ihre Gewinne abholten, stellte Çeda überrascht fest, dass Osman persönlich dem Kampf beigewohnt hatte. Osman war der Eigentümer der Gruben und selbst ein ehemaliger Grubenkämpfer. Er war der Mann, den sie hinters Licht hatte führen müssen, um ihren ersten Kampf bestreiten zu können.

*Wie viel seitdem zwischen uns passiert ist.*

Er stand in der Menge, in der vorletzten Reihe. Er war neben

Pelam einer der wenigen, die ihre wahre Identität kannten. Sie wusste nicht, wie lange er schon zuschaute, aber er musste das Ende gesehen haben. Sie konnte jedoch nicht mit Sicherheit sagen, was er davon hielt. Çeda neigte den Kopf vor der Menge, doch sie beide wussten, dass die Geste Osman galt.

Er nickte ihr ebenfalls zu und zupfte sich am Ohr, das Zeichen, dass er mit ihr sprechen wollte.

Sprechen und vielleicht noch mehr.



Kurze Zeit später, nachdem Çeda ihre Ehrenrunde gedreht, dem jubelnden Publikum die Hände entgegengereckt hatte und in ihren Raum unter den Gruben zurückgekehrt war, kam Osman zu ihr.

Sie hörte das einstimmige »Meister Osman« der beiden Wachen, und einen Augenblick später teilte sich der rote Vorhang, und er betrat den spärlich eingerichteten Raum. Sie hörte, wie die Wachen sich etwas weiter den Gang hinunter entfernten, so wie sie es immer taten, wenn Osman und sie sich trafen.

Sie hatte bereits die Armschienen abgelegt und begann nun, die Riemen der Brustplatte zu lösen.

»Çeda«, sagte Osman behutsam.

Sie achtete nicht auf ihn, sondern legte die Brustplatte ab, wohl wissend, dass sie jetzt nur noch ihre weiße Tunika trug und der Schweiß auf der Haut den Blick auf ihren Körper darunter freigab. Nachdem sie die Brustplatte auf einer der Bänke abgelegt hatte, begann sie die Schnallen ihres Kampfrocks zu lösen. Gemächlich nahm sie das schwere Kleidungsstück aus Leder ab und legte es zum Rest der Rüstung. Dann hob sie einen Fuß auf eine der Bänke, schob die Tunika etwas nach oben und gab damit den Blick auf ein Stück ihres Oberschenkels frei, ehe sie begann, die vier kleinen Schnallen der Beinschiene zu lösen. Dasselbe wiederholte sie mit dem anderen Bein und steckte schließlich die Schie-

nen mit ausgesuchter Sorgfalt ineinander, ehe sie sie auf dem Kampfroch ablegte.

Erst dann wandte sie sich Osman zu, der in ein paar Schritten Entfernung stehen geblieben war und ihr nicht uninteressiert zugehört hatte. Er trug teure Kleider – einen roten Kaftan, edle Ledersandalen, Armspangen aus gelbem und weißem Gold –, aber die tiefe Narbe, die sich von der Stirn über den Nasenrücken bis zu seiner rechten Wange zog, verriet, dass es für ihn auch andere Tage gegeben hatte.

Er hob eine seiner dichten, schwarzen Brauen und fuhr fort, sie zu mustern. Es schien, als wollte er lächeln, hielt sich dann aber zurück, vielleicht weil er abwarten wollte, was sie als Nächstes tun würde. Er war nicht die Sorte Mann, die sich offen durch die reichen Viertel Sharakhais bewegen konnte, aber er war dennoch ein wohlhabender Mann. Man sah es daran, wie gepflegt er war, an seinen sorgsam geschnittenen Nägeln, seinem ordentlich gestutzten Bart. Er kam aus den Gruben, aber er war längst kein Grubenkämpfer mehr.

Er versuchte nicht, seine Blicke zu verhehlen. Das hatte er nie. Es war einer der Gründe, warum sie ihn mochte. Sie war stiller, schüchterner Männer längst überdrüssig geworden.

»Was hast du zu Haluk gesagt?«, fragte er.

Sie trat einen halben Schritt auf ihn zu, sich des Schweißes, der ihren Rück hinabrann, nur allzu bewusst. »Das ist allein meine Sache.«

»Er ist ein Mann, den du dir nicht zum Feind machen willst.«

Sie trat einen weiteren halben Schritt nach vorne. »Umso besser, dass er nicht weiß, wer ich bin.«

»Er wird zu mir kommen, das weißt du. Er wird mir Geld bieten für deinen wahren Namen.«

Das bezweifelte sie. Die Regeln der Gruben mochten nirgendwo niedergeschrieben sein, aber sie waren uralte und man überschritt sie nicht so einfach, das wussten sie beide. »Vielleicht wird er das tun«, sagte sie, »aber du würdest meinen Namen nicht verkaufen.«

»Ach?« Das Lächeln, das er zuvor zurückgehalten hatte, breitete

sich jetzt auf seinem Gesicht aus. Er war ohne Zweifel ein attraktiver Mann, vor allem wenn er sie so anlächelte wie in diesem Moment. »Und warum nicht?«

»Wenn du das tätest ...«

Sie überwand das letzte Stück zwischen ihnen. Jetzt waren sie sich so nahe, dass sie seine Hitze in diesem kühlen, unterirdischen Raum spüren konnte. Sie schob einen Daumen zwischen seine Rippen, genau wie sie es bei Haluk getan hatte, und drückte zu. Fest. Er zuckte nicht zusammen, wie es viele getan hätten, aber er atmete mit einem Mal deutlich schwerer.

»... würdest du deine Entscheidung schon bald sehr bereuen.«

Sein Lächeln verblasste. »Tatsächlich?«

»Zweifle nie daran.«

Seine Nasenflügel blähten sich, als sie den Druck verringerte und ihre schwieligen Hände über seine Brust wandern ließ bis hinunter zu seiner Taille, zu seiner Hüfte. Und dann ließ sie ihre Arme fallen. Sie stand regungslos da und schenkte ihm ein wölfisches Lächeln.

Eine Weile schien er unentschlossen, doch dann trat er auf sie zu und schlang einen Arm um ihre Taille, zog sie dicht an sich und neigte seinen Kopf zu ihrem. Seine Lippen waren warm, als er sie küsste. Seine starken Hände glitten über ihren Rücken, ihren Hals, und dann drückte er sie so fest an sich, dass es beinahe schmerzte. Doch es lag ihr fern, dagegen zu protestieren.

Sie zog ihn mit sich auf den gefliesten Boden, zerrte seine Tunika nach oben und zog sie ihm schließlich vom wohlgeformten Körper. Er packte ihre Oberschenkel mit starken Händen und fuhr mit den Fingerspitzen über ihren Bauch, als sie sich die verschwitzte Tunika über den Kopf zog und sie in eine Ecke warf. Ein dumpfer Laut entfuhr ihm, als sie sich über ihm erhob, ihn in sich gleiten und sich dann ungestüm auf seine Hüften fallen ließ. Zu Beginn schlug sie einen langsamen Rhythmus an, doch dann ging ihr Atem immer schwerer und ihre Bewegungen wurden drängender, auf und ab, immer schneller.

Er versuchte, sie zu sich herabzuziehen, sodass sich ihre Haut berührte, doch sie schlug seine Hände beiseite. Als er einen erneu-

ten Versuch unternahm, griff sie nach seinen Handgelenken und presste sie zu Boden, ließ ihre Brüste über seinen Oberkörper gleiten, streifte mit ihren Brustwarzen langsam die seinen. Sie leckte über die Narben, die seine Brust, seine Arme und Schultern überzogen. Sie hinterließ Kratzer in seiner Haut und ließ ihre Hände nach unten wandern, zu den dunklen Locken um seine Männlichkeit.

Sie ritt ihn hart, und als sie zum Höhepunkt kam, waren alle ihre Schmerzen nur noch eine ferne Erinnerung.

Als die Anspannung von ihr wich, ließ sie sich gegen seine Brust fallen. Osman griff mit der Faust in ihr Haar und stieß in sie, während sie die Zähne in seinen Hals grub. Sie spürte, wie auch er kam, spürte, wie er langsam erschlaffte, und dann seinen Samen an ihren Schenkeln. Eine Weile lagen beide reglos da, während ihr Atem sich auf einen Rhythmus einstellte, der sich anfühlte wie ein Sonnenuntergang über der Wüste, wenn all das Leben langsam zur Ruhe kam.

Als sie sich schließlich von seiner Brust erhob, küsste sie ihn nicht. Sie wisperte keine süßen Schwüre in sein Ohr. Sie bewunderte einfach nur das Geflecht seiner Narben und fragte sich, welche Geschichten sie wohl erzählen mochten. Ihr war oft in den Sinn gekommen, dass das ein ebenso guter Grund war, sich von ihm angezogen zu fühlen, wie jeder andere. *Er ist ein Mann, der die Kunst des Kampfs beherrscht, hatte sie gedacht, der weiß, wie man einen Gegner schwächt, ihn verletzt, ihn tötet. Und wenn er all das beherrscht, wie gut beherrscht er dann wohl die Feinheiten des menschlichen Körpers?*

Sie hatte sich nicht geirrt. Er war so geschickt wie jeder andere, mit dem sie das Bett geteilt hatte – was, zugegeben, nicht viele waren. Doch so etwas wie Liebe war da nie zwischen ihnen gewesen. Zumindest nicht von ihrer Seite aus.

Als Çeda die Finger sanft über seinen Bauch gleiten ließ und die breiteste seiner Narben nachzeichnete, spürte sie, dass ihr die Nähe zu ihm – wie es früher oder später stets der Fall war – unangenehm wurde. Sie versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen, doch es entging ihm nicht. Osman war schon immer ein stolzer Mann ge-

wesen, wenn auch nicht stolz genug, um sie ein für alle Mal hinter sich zu lassen.

»Ich habe einen Auftrag für dich, Çeda«, sagte er und verlagerte seine Hüfte, ein Zeichen für sie, aufzustehen.

Sie blieb, forderte ihn heraus. »Ich bin nicht deine Dienerin, die du nach Lust und Laune befehligen kannst, alter Mann.«

»Wie du mir immer wieder zu verstehen gibst.« Er ließ den Kopf in den Nacken fallen und schloss genüsslich die Augen, als sie ihre Hand um ihn schloss und zudrückte, doch dann, mit einem Hauch von Bedauern, wurde sein Tonfall ernst. »Es ist ein einfacher Schatzenlauf. Nicht mehr.«

Çeda erhob sich und nahm ein gefaltetes Baumwolltuch aus einem der Regale. »Wenn es einfach wäre, würdest du nicht mich fragen.« Sie tränkte das Tuch an einem kleinen Becken in der Ecke mit Wasser und strich damit über ihren Körper, wischte seinen Samen von ihren Schenkeln, ehe sie es faltete und sorgfältig Schweiß, Schmutz und Blut abwusch. Für einen Moment, nur einen kurzen Moment, war sie froh über die wenigen Jahre, die sie bei Dardzada verbracht hatte. Er war ein strenger Pflegevater gewesen – und an manchen Tagen in seiner Obhut hatte sie ihn so gnadenlos niederschlagen wollen, wie sie es mit ihren Gegnern in den Gruben tat –, aber sie hatte zweifellos viel von ihm gelernt.

Unter anderem, welche Kräuter eine Frau in kochendem Wasser ziehen lassen musste, um den Samen eines Mannes abzutöten.

*Yerinde bewahre*, dachte sie.

Osman setzte sich auf. »Der Lauf ist keine große Sache, aber es ist wichtig, dass er korrekt erledigt wird.«

»Du hast mir nicht zugehört.« Sie trocknete sich ab, schlüpfte in ihren schwarzen Thawb und zog sich den dazu passenden Niqab über den Kopf. »Schick Tariq, wenn es so dringend ist.«

Osman lachte. »Wenn es um eine Keilerei in einer Taverne im Südviertel ginge, dann würde ich Tariq schicken, aber nicht für das hier.«

»Warum nicht?« Çeda rückte ihren Schleier zurecht, sodass die beschlagenen Messingmünzen daran klimperten. »Tariq kann einen Botengang ebenso gut erledigen wie ich.«

Er erhob sich und schlüpfte wieder in seine Tunika. »Das Päckchen muss in genau einer Woche überbracht werden. Bei Sonnenuntergang.«

Çeda hielt einen Moment inne, doch dann fuhr sie fort, ihren Niqab zurechtzurücken, als hätte sie ihm nicht zugehört.

»In einer Woche ist Beht Zha'ir.«

Beht Zha'ir war eine heilige Nacht. Sie wiederholte sich alle sechs Wochen – in der Nacht der Zwillingsmonde. Tulathan und ihre Schwester Rhia stiegen gemeinsam auf und erhellten den Wüstenboden. Es war die Nacht, in der die Asirim in Begleitung des Erntekönigs auf der Suche nach Tributen durch die Straßen streiften. Dass Osman sie bat, in dieser Nacht ein Paket zu überbringen – überhaupt irgendetwas zu tun –, war keine Nebensächlichkeit.

»Heißt das, du wirst es nicht tun?«, fragte Osman ein wenig zu beiläufig.

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Du musst deutlicher zu mir sprechen, Çeda. Ich bin nicht mehr so auf der Höhe wie früher einmal.«

»Ich werde dein Päckchen übernehmen.«

»Es sind zwei.«

Das bedeutete, dass es sich um eine Nachricht handelte, die in zwei Teilen überbracht wurde. In einem Paket befand sich der Schlüssel, den man benötigte, um die Botschaft zu entziffern, in dem anderen die Nachricht selbst. Dass er niemanden sonst erwähnt hatte, bedeutete wohl, dass er ihr die Wahl des zweiten Boten überließ.

»Ich nehme Emre mit«, sagte sie.

Er dachte einen Moment darüber nach, nickte und griff dann in den Lederbeutel an seinem Gürtel, um ein verschnürtes Stoffsäckchen herauszuholen. »Dein Gewinn«, sagte er und warf es ihr so schnell zu, dass klar war, dass er sie auf die Probe stellte.

Blitzschnell wie ein Kolibri fing sie es in der Luft auf. Sie wog den Beutel in der Hand.

»Und der Lohn für den Auftrag«, fügte er hinzu, bevor sie etwas sagen konnte.

»Bezahlst du jetzt im Voraus?«

»Die Hälfte. Den Rest kannst du dir in meinem Anwesen abholen«, sagte er barsch. Es klang wie ein Befehl, aber in seinen Augen stand die unmissverständliche Bitte, zu kommen und, vielleicht, die Nacht zu bleiben.

Nachdem sie ihre Ausrüstung zu einem festen Bündel verschnürt und es sich über die Schulter geworfen hatte, machte sie sich mit einem deutlichen Hinken auf den Weg zur Tür. Sie hüllte sich in die Persönlichkeit, die sie außerhalb der Gruben verkörperte, wie in einen alten, lieb gewonnenen Schal. Für die meisten war sie schlicht eine Schwertmeisterin, eine fähige Frau, die zwar aufgrund der Verletzung in ihrem Knie nicht mehr kämpfen konnte, aber noch immer in der Lage war, den Kindern reicher Händler beizubringen, wie man ein Schwert oder einen Schild führte. Sie war zufrieden damit. Das Unterrichten machte ihr Spaß und verschaffte ihre eine Rechtfertigung, sich in der Nähe der Gruben aufzuhalten.

Auf Osmans Höhe blieb sie kurz stehen. »In deinem Anwesen.«  
Er nickte.

»Wir werden sehen«, sagte sie und begab sich hinaus in die glühend heißen Straßen der Stadt.

### 3

Das Lärmen des Gewürzmarkts brach über Çeda herein wie ein plötzlicher Sandsturm im Sommer. Nach der Stille der Straßen nahe ihrem Zuhause kam es ihr unerträglich laut vor. In dem riesigen alten Gebäude – einem der ältesten in ganz Sharakhai – drängten sich Hunderte von Ständen zu einer wild zusammengewürfelten Mischung aus Farben, umherlaufenden Kunden und hitzigem Tauschhandel. Obwohl Çeda in der Zwischenzeit die schwere Rüstung in ihre Wohnung gebracht hatte, die sie sich mit Emre, ihrem ältesten und besten Freund, teilte, behielt sie auch jetzt, als sie sich

einen Weg durch die Menge bahnte, das Hinken bei. Viele der Händler begrüßten sie mit einem Lächeln oder einem Nicken, während sie kleine Leinensäckchen mit Pfefferkörnern, Sternanis oder grob gemahlenem Salz füllten.

Ein Mädchen mit dunklen Locken und leuchtenden braunen Augen löste sich aus einer Gruppe Kinder, die nahe dem Eingang zum Gewürzmarkt herumlungerten. Çeda kannte Mala seit Jahren und ließ sie von Zeit zu Zeit für ein paar Münzen kleinere Aufträge erledigen, wie etwa Schmiere stehen oder das Beschaffen von Informationen – Dinge, die einem Mädchen in Malas Alter möglich waren, einer erwachsenen Frau dagegen nicht. Es war erstaunlich, wie unbeachtet Kinder oft in einer Stadt blieben, in der es geradezu von ihnen wimmelte.

»Schau mal«, rief Mala, zog einen alten, reichlich mitgenommenen Stock hervor und wirbelte ihn wie ein Schwert herum. Dann ließ sie ihn vor ihrem Körper in einem sauberen, präzisen Block herabschnellen. Das war eine Übung, die ihr in den letzten Wochen nur selten gelungen war. Und wenn Çeda ganz ehrlich war, sah es noch immer etwas ungeschickt aus, aber es war ein Anfang.

»Besser«, sagte Çeda und zauste dem Mädchen das Haar.

Mala runzelte die Stirn und sprang zurück. Sie warf ihr Haar über die Schulter und nahm mit erhobenem Schwert eine halb ernste, halb scherzhafte Pose ein. Kurz darauf kam auch ihre Schwester Jein angelaufen und mit ihr noch einige andere aus ihrer Bande. In den Händen hielten sie Stockschwerter, und einer hatte sogar ein richtiges Shinai. Wie Mala gerade eben erhoben sie alle ihre Schwerter, in der Hoffnung auf eine Unterrichtsstunde. Was ihre Schüler in den Gruben nicht wussten und auch nie erfahren würden, war nämlich, dass sie, wann immer sie etwas Zeit entbehren konnte, die Kinder Rosenwalls kostenlos unterrichtete. Das Problem war nur, dass sie nicht immer die Zeit hatte und Mala und ihre Bande äußerst beharrlich sein konnten.

»Nicht jetzt«, sagte sie zu ihnen und schob sich an einer der massiven Lehmsäulen des Markts vorbei ins schattige Innere des Gebäudes. »Nicht jetzt.« Man sah ihnen die Enttäuschung an, aber Çeda konnte nichts dagegen tun. Sie hatte etwas zu erledigen.

»Morgen«, sagte sie zu ihnen. »Morgen werden wir tanzen.« Und dann tauchte sie ein in das Gewühl des Markts.

»Hier, kostet davon«, rief der alte Seyhan gerade, als Çeda sich den vier abgenutzten Tischen näherte, die sein Reich an diesem verrückten Ort markierten. Er verteilte Kuchenstücke, die von Tehla, der Bäckerin, zubereitet worden waren. »Hier, kostet davon«, rief er einer großen, schwarzen Frau und ihrer Dienerin auf Kundhunesisch zu und wiederholte es gleich darauf noch einmal in Mireisch in Richtung eines Mannes mit hängenden Wangen und einem langen, dünnen Schnurrbart.

Als Çeda herankam, schnappte sie sich ein Stück und stopfte es sich in den Mund, ehe Seyhan ihr einen missbilligenden Blick zuwerfen konnte.

»Für *Kunden*«, sagte er und scheuchte sie weg.

Die intensiven Aromen von Kardamom, karamellisierten Zwiebeln und Zitronenschale breiteten sich auf ihrer Zunge aus und ließen ihr das Wasser so sehr im Mund zusammenlaufen, dass ihre Kiefer schmerzten. »Ich *bin* eine Kundin«, gab sie zurück.

»Nein, nein, nein«, antwortete er und drohte erst ihr mit dem Finger und dann Emre, seinem Gehilfen, der einige Schritte entfernt stand und gerade einen Sack mit leuchtend rotem Paprikapulver öffnete. »Du bekommst alles, was du brauchst, aus *seinen* diebischen Händen. Wage nicht, es zu leugnen!«

Er scherzte nur. Er überließ Emre alle Gewürze und Öle, die er haben wollte. Sie waren das Einzige, was ihr Essen davor bewahrte, nicht mehr nur mittelmäßig, sondern schlicht ungenießbar zu sein. Was seinen Geldbeutel betraf, war Seyhan nicht minder großzügig – nach betriebsamen Tagen wie heute gab er Emre gerne noch ein paar Sylval extra –, und Çeda war überrascht, wie lange Emre schon für Seyhan arbeitete. Er wechselte immer von einer Stelle zu nächsten. Sie wurden ihm allzu schnell langweilig – *Ich will etwas, das mich wirklich interessiert, Çeda, wofür sonst der Aufwand?* –, als wäre Arbeit nicht mehr als eine Spielerei. Aber den alten Seyhan schien er wirklich zu mögen, und Çeda war froh darüber.

Ein großer Mann mit ledriger Haut trat heran, um sich ein Stück Kuchen zu nehmen, und bewahrte Çeda davor, eine Antwort auf

Seyhans Anschuldigungen geben zu müssen. Er steckte es mit Bedacht in den Mund und kaute darauf herum, als ob sein Leben davon abhinge, die Gewürze darin herauszuschmecken, dann begannen die beiden sich auf Kundhunesisch zu unterhalten, und Çeda schlenderte die Tische mit den vielen offenen Gewürzsäcken entlang. So viele, von so vielen verschiedenen Orten. Betrachtete man die vier Königreiche um Sharakhai – Mirea, Qaimir, Malasan und die tausend Territorien Kundhuns – als großes Rad, dann war Sharakhai definitiv seine Nabe, und der Gewürzmarkt war ein Zeugnis dessen: eine riesige Palette an Kulturen aus mehr als tausend Wegstunden Entfernung in jede Richtung.

Çeda wollte gerade Emre, der sie noch immer nicht bemerkt hatte, etwas zurufen, als zwei junge Frauen sich aus der Menge lösten und auf ihn zukamen. Es waren hübsche Mireerinnen mit cremeweißer Haut, mandelförmigen Augen und üppigem schwarzem Haar. Vielleicht Schwestern und mit Sicherheit aus gutem Hause – ihre kostbaren Seidenkleider und der funkelnde Jadeschmuck ließen daran keinen Zweifel.

»Ihr seid zurückgekommen«, sagte Emre, richtete sich auf und zauberte ein Lächeln auf seine Lippen, das er häufig Frauen schenkte, deren Bekanntschaft er gerade gemacht hatte. Anscheinend hielt er es für besonders einnehmend. Sein geflochtener schwarzer Bart hing ihm über die nackte Brust, fast bis hinunter zu seinem breiten Ledergürtel, der perfekt zu den Schienen an seinen muskulösen Unterarmen passte. Eines der Mädchen lächelte, ohne ihn anzusehen, doch das andere, das mit beiden Händen eine kleine Seidenbörse umklammerte, trat näher.

Sie sagte etwas, aber ihre Stimme war zu leise, als dass Çeda es hätte verstehen können. Daraufhin senkte Emre den Kopf und begann mit geübter Hand zwei Säckchen zu füllen; eines mit rosafarbenem Wüstensalz, das andere mit einem leuchtend orangen Gewürz, das Çeda nicht kannte. Die ganze Zeit über plauderte er mit den beiden, und auch als er beide Säckchen gefüllt hatte, machte er keine Anstalten, sie ihnen zu reichen, sondern zog die Unterhaltung noch etwas in die Länge. Während Çeda ihn beobachtete, fragte sie sich nicht zum ersten Mal, warum er *ihr* nie dieses Lä-

cheln schenkte. Er hatte es vielleicht hin und wieder getan, bevor sie das Bett geteilt hatten, aber seit diesem Tag behandelte er sie anders. Er scherzte mit ihr, wenn sie in Gesellschaft waren, tat so, als ob sie ein Paar wären, wenn es ihm gerade passte, aber wenn sie allein waren, übertrat er diese Grenze nie.

Die junge Frau mit der Geldbörse kicherte. Die andere beobachtete sie mit großen Augen und errötenden Wangen. Vermutlich war es besser, wenn Çeda sich nicht weiter darum kümmerte. Im Grunde war es ihr ja herzlich egal, mit wem er sein Bett teilte, aber etwas störte sie an diesen Frauen, die von einem fernen Hafen hierhergekommen waren und nun durch die Straßen der Bernsteinstadt stolzierten, als wäre Sharakhai ein lange vernachlässigter Besitz, dem man endlich wieder die Ehre eines Besuchs zuteilwerden ließ. Es nagte an ihr.

»Vier Monate?«, sagte sie laut genug, um über das Lärmen des Markts gehört zu werden. Sie ignorierte die beiden Frauen und konfrontierte Emre. »Vier Monate, und nun finde ich dich *hier*?«

Die Mireerinnen sahen verwirrt zwischen Çeda und Emre hin und her.

Emre warf ihr einen finsternen Blick zu. Er versuchte, sich seinen Ärger nicht anmerken zu lassen, und hoffte offensichtlich noch immer, heute Nacht eine der Frauen mit in sein Bett nehmen zu können. Vielleicht spekulierte er sogar auf alle beide. »Ich habe doch extra eine Nachricht geschickt«, erwiderte er so entspannt wie möglich. »Hat der Bote dich denn nicht erreicht? Ich sagte doch, ich würde den Schaden ersetzen, den mein Maultier am Wagen deines Herrn angerichtet hat.«

Çeda musste beinahe lachen, so armselig war dieser Konter. Es machte ihr Spaß, derartige Spielchen mit ihm zu treiben, auch wenn es in letzter Zeit eher selten dazu gekommen war. »Ja, das sagtest du, aber es gibt noch mehr wiedergutzumachen als nur ein gebrochenes Wagenrad.« Sie legte eine Hand schützend auf ihren Bauch, eine Geste, die sie schon bei so vielen schwangeren Frauen gesehen hatte. »Immerhin hast du eine ganze Weile die Gastfreundschaft meines Herrn genossen. Und dann wäre da noch die Sache mit den toten Ziegen.«

Die Mädchen sahen sich entsetzt an und wichen mit zusammengezogenen Augenbrauen zurück. Das war die extremste Gefühlsregung, die man von zwei jungen mireischen Frauen aus gutem Hause erwarten konnte. Emre dagegen brach in lautes Gelächter aus. Während die Mädchen ihre hübschen Köpfe senkten und im Gewühl verschwanden, blickte Emre Çeda an.

»Ziegen?«

»Dutzende, die du auf dem Gewissen hast!«

»Nun, ich bin sicher, sie hatten es verdient.«

»Absolut«, antwortete sie. »Sollten sich vorher überlegen, wen sie auf die Hörner nehmen.«

Er lachte bellend. Unterdessen sprach Seyhan mit einer seiner treuesten Kundinnen, einer Frau in einer ehemals prachtvollen Abaya, die Küchenmeisterin bei einem der reichsten Fürsten von Schwarzfeuertor war. Er runzelte die Stirn und warf Çeda und Emre einen vorwurfsvollen Blick zu. »Geht!«, sagte er und scheuchte sie wild fuchtelnd davon. »Ihr seid schlimmer als Diebe, ihr beiden!«

Als Seyhan er sich wieder der Köchin zuwandte, rollte Emre mit den Augen und kroch unter dem Stand hindurch.

»Er steht auf sie«, sagte er und warf dem alten, gebeugten Gewürzhändler einen Blick zu.

»Seyhan?«, fragte Çeda und unterdrückte ein Lachen. »Nun, gut für ihn.«

Emre begann sich einen Weg durch die Menge in Richtung der alten Festung der Dufthändler zu bahnen. »Du hast ja keine Ahnung.« Eine leichte Brise trug den Duft von Rosen, Jasmin und Sandelholz zu ihnen herüber, und je weiter sie kamen, desto mehr war die Luft davon erfüllt. »Du kannst mir mit Sicherheit keinen Mann in ganz Sharakhai nennen, der es mehr verdient hätte, mal wieder ein Täubchen zu stopfen.«

Sie schlug ihm gegen den Arm. »Du bist ekelhaft.« Sie warf einen Blick zurück zu Seyhan, der der Frau erneut zulächelte. »Trotzdem, kannst du dir die beiden zusammen vorstellen? Vermutlich hätten sie binnen kurzer Zeit die Silbernen Speere vor der Tür.«

»Die sich fragen, wer da gerade wen massakriert, ja.«

Çeda lachte laut auf und lenkte damit die Aufmerksamkeit der Menge auf sich. Erst als die Menschen sich wieder ihren eifrigen Tauschgeschäften widmeten, fragte Emre leise und nur an sie gerichtet: »Was ist eigentlich mit der Weißen Wölfin? War sie siegreich?«

Sie formulierte ihre Antwort ebenfalls mit Bedacht: »Sie hat sich ganz gut geschlagen, soweit ich gehört habe.«

Die Erleichterung, die sich jetzt auf seinem Gesicht breitmachte, war rührend. »Gut«, sagte er. »Gibt es noch einen anderen Grund, aus dem du gekommen bist, außer um schöne mireische Frauen mit zarter Haut zu verschrecken?«

»Diese spärlich verhüllten Dirnen wollten doch gescheucht werden«, gab sie zurück. »Und kann ich nicht einfach mal vorbeikommen, um zu sehen, wo das Schicksal dich diese Woche hin verschlagen hat?«

Er presste sich die Hand aufs Herz. »Das verletzt mich! Ich arbeite seit einer Ewigkeit am Stand.«

»Seit drei Monaten.«

»Wie ich sagte: eine Ewigkeit!«

Ein Teil von ihr wollte lachen, aber da war etwas an dem Kampf mit Haluk heute – die Tatsache, dass sie ihn beinahe verloren hätte –, das sie seltsam emotional machte. »Wir sehen uns kaum noch.«

Emre wich einer durch die Menge rennenden Gossendrossel ohne Schuhe aus, die Çeda an die Zeit erinnerte, als sie selbst noch ähnlich blindlings durch den Basar gesaust war, dann nickte er zustimmend. »Schiffe, die in einem Sandsturm aneinander vorbeisegeln.«

Sie zuckte mit den Schultern. Sie war kaum in der Position, ihm Vorwürfe zu machen, so selten, wie sie in letzter Zeit in ihrem gemeinsamen Zuhause gewesen war. »Wir sollten etwas dagegen tun.«

Er warf einen Blick zurück zu Seyhans Stand, der mittlerweile fast von der Menge verschluckt worden war. »Das sollten wir, aber ...«

»Der Herr der Arena ist heute zu mir gekommen«, unterbrach

Çeda ihn. Sie wusste, dass sie hätte warten sollen, bis sie allein waren, aber sie wollte Emres Antwort haben, bevor sie den Markt verließ.

»Ach?«, sagte er.

»Er braucht jemanden für einen Lauf.«

»Einen Lauf?«

Sie beugte sich zu ihm und sagte leise: »Durch die Schatten.«

Er hob eine Augenbraue. »Wann?«

»In sieben Tagen«, antwortete sie bedeutsam.

»In sieben Tagen«, wiederholte er und starrte über ihre Schulter hinweg in die Menge. Er beugte sich ebenfalls dicht zu ihr. »An Beht Zha'ir?«

Sie nickte kaum wahrnehmbar.

Sein Blick glitt über die Menge, als erwartete er jeden Moment die Silbernen Speere durch den Gewürzmarkt heranstürmen zu sehen, die ihn zum Tauriyat schleppen würden, aber einen Moment später blickte er Çeda mit einer seltsamen Mischung aus jungenhafter Begeisterung und schlecht verborgener Furcht an. »Das letzte Mal ist lange her, Çeda.«

»Wie ich schon sagte, wir haben uns in letzter Zeit zu wenig gesehen.«

Emre beugte sich näher zu ihr und sagte mit ernster Miene: »Sei ehrlich, hat es was mit Ziegen zu tun?«

Sie lachte. »Keine Ziegen, so die Götter wollen.«

»Sehr bedauerlich.« Erneut ließ er mit einer theatralischen Geste den Kopf hängen.

Sie durchquerten einen steinernen Torbogen und betraten die Ruinen einer alten Festung, die schon vor langer Zeit von dem ständig wachsenden Markt eingenommen worden war. Die Sonne stand hoch am Himmel und schien direkt auf sie herunter, sodass die Duftstände in ihrem Licht zu glühen schienen. Überall um sie herum standen Männer und Frauen neben funkelnden Glasbehältern, die mit duftendem Wasser gefüllt waren. Und obwohl das schmucklose Innere der alten Festung solch unübertroffener Waren nicht würdig schien, waren hier die erstaunlichsten Gerüche der ganzen fünf Königreiche versammelt. Zahlreiche hohe Herren

und Damen konnte man hier beobachten, wie sie durchsichtige Glasstopfen über ihre Handgelenke rieben und die soeben aufgetragenen Düfte bewunderten. Mädchen und Jungen, von denen jeder ein Dutzend dünner Holzstreifen in Händen hielt, bewegten sich durch die Menge und stürzten sich auf jeden Neuankömmling. »Herr«, winkten sie Emre zu sich, »der Duft von Zypressen, Tannen oder Nelken. Was sonst wäre besser geeignet, der Schönheit an Eurem Arm eine Freude zu bereiten?«

»Meine Dame«, riefen sie Çeda zu. »Ambra für eine Dame, so schön wie Juwelen. Oder Lavendel. Oder Zitronenbalsam. Seht selbst, die Düfte meines Herrn sind die auserlesensten in der ganzen Großen Shangazi.«

Çeda winkte eine davon zu sich, ein junges Mädchen mit pechschwarzem Haar und leuchtenden Augen in der Farbe ungeschliffener Jade.

»Nun komm schon her.« Es lag Jahre zurück, dass sie sich eine der funkelnden Phiolen gekauft hatte, und in ihrer Tasche befand sich gerade mehr als nur ein wenig Wechselgeld.

Das Mädchen kam mit einem routinierten Lächeln zu ihr gelauften. »Nun, da ich Euch aus der Nähe sehe, meine Dame, bin ich mir sicher, dass Vetiver das Richtige für Euch ist. Etwas, das Euch an einem Tag voller dunkler Wolken zum Lächeln bringt, etwas, das Euch den Tag ...«

Çeda lachte und winkte ab, um dem Mädchen zu verstehen zu geben, dass sie aufhören konnte, so dick aufzutragen. Sie war bereit, den Duft auszuprobieren. Aber noch bevor sie dazu kam, etwas zu sagen, bemerkte sie etwas am anderen Ende der Festung, wo mehrere Händler neben einem reich gekleideten Mann standen. Der Kunde war nicht nur hochgewachsen, sondern in seiner ganzen Haltung Ehrfurcht gebietend. Er trug leuchtend rote Gewänder nach der neuesten malasanischen Mode – eng anliegend mit weiten Ärmeln. Vielleicht war er ein Fürst aus Malasan oder ein Karawanenmeister, vielleicht sogar ein Prinz. Zwei Frauen, die jung genug waren, um seine Töchter zu sein, folgten ihm und unterhielten sich lebhaft.

Çeda durchschaute sie sofort.

Sie waren unauffällig, aber Çeda sah, wie sie den Platz in Augenschein nahmen, zuerst die Leute in ihrer direkten Nähe musterten, dann die weiter entfernt. Sie hielten zunächst nach Waffen Ausschau und blickten dann in die Gesichter der Anwesenden, als ob sie sich einprägten, was sie sahen. Als eine der beiden, die ein fließendes gelbes Kleid trug, Çeda bemerkte, hielt sie für einen Moment inne. Die beiden sahen sich in die Augen, und plötzlich spürte Çeda, dass ihr Herz pochte wie kurz vor einem Kampf in den Gruben.

»Was ist?«, fragte Emre.

Çeda schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab, bevor die Frau merkte, dass etwas nicht stimmte.

Emres Worte erstarben auf seinen Lippen. Er spürte es jetzt auch – etwas Seltsames, etwas, das auf unerklärliche, aber doch unleugbare Weise *falsch* war.

Noch bevor Çeda sich regen konnte, ertönte hinter ihnen das Geräusch von Holzrädern, die über Stein klapperten. Jemand rief etwas, doch seine Worte wurden vom ohrenbetäubenden Rumpeln von Holz gegen die steinernen Mauern der Festung übertönt. Çeda drehte sich um. Der Eingang, durch den sie und Emre die Festung betreten hatten, war gerade mit einer riesigen Konstruktion aus aufeinandergestapelten Holzstämmen blockiert worden. Irgendwo dahinter erklang das helle Geräusch von Hammerschlägen – Metall auf Metall.

Von oben senkte sich Staub auf sie herab, Sonnenstrahlen brachen sich darin. Wie Krähen vor einem Sturm verstummten alle Anwesenden. Die meisten nahmen die Barrikade mit einem Ausdruck von Verwirrung oder Besorgnis in Augenschein. Aber nicht die beiden Frauen. Eine von ihnen blieb dicht bei ihrem Herrn, die andere rannte zu dem einzigen anderen Ausgang, aber bevor sie sich ihm auch nur zwei Schritte genähert hatte, verkeilte sich auch hier eine Reihe von massiven Baumstämmen beinahe nahtlos im Durchgang. Erneut erklang auf der anderen Seite das Schlagen von Hämmern.

Die Frau hielt mit einem Mal ein dunkles Schwert in der Hand, ein Shamshir aus nahezu schwarzem Metall – auch wenn Çeda

nicht sagen konnte, wie und wo sie es zuvor verborgen hatte. Eine Ebenklinge; eine Waffe, die nur die Klingentöchter führten. Es musste sich um einen wichtigen Mann handeln, wenn er gleich zwei Klingentöchter zu seinem Schutz bei sich hatte.

Auf den Steinen nahe Çedas Füßen erschien ein Schatten und lenkte ihre Aufmerksamkeit nach oben. Weit über ihnen, auf dem Wall der Festung, waren gegen das Sonnenlicht die Silhouetten von vier vermummten Männern mit schwarzen Turbanen erkennbar. Sie stemmten etwas nach oben und über die steinernen Mauern.

Blasen. Riesige, sperrige Lederblasen, die auf die Menge herabfielen. Sie platzten beim Aufprall auf den harten Steinboden und tränkten die Hälfte der Anwesenden mit einer klaren, zähen Flüssigkeit. Der Geruch nach Lampenöl breitete sich in der Festung aus, setzte sich in Nase und Kehle fest und überdeckte alles andere, selbst die Düfte der Händler. Die Männer hatten es eindeutig auf den Fürsten und die Klingentöchter abgesehen. Çeda und Emre standen weit genug entfernt, um nicht von dem Lampenöl durchtränkt zu werden.

Sowohl Händler als auch Kundschaft schrien durcheinander, ihre Augen geweitet, mit einem Blick, als erwarteten sie, Dämonen aus dem Stein springen zu sehen. »Weg da!«, rief jemand. »Weg da!« Obwohl Çeda keine Ahnung hatte, wohin man ausweichen sollte.

Noch während ihr langsam klar wurde, wer die Männer über ihnen waren und was sie im Begriff waren zu tun, stürmte eine der Klingentöchter mit ihrem Ebenschwert in der Hand auf die Mauern zu. Sie stieß sich von einem der Duftstände ab und sprang auf einen einzelnen Balken über ihnen zu, der ein Überrest der ehemaligen Decke war. Leichtfüßig landete sie auf dem Balken und nutzte den Schwung ihrer Bewegung, um wie ein Stein aus der Schlinge vorwärtszuschleunigen. Sie flog auf einen herausragenden Stein zu, von dem sie sich erneut abstieß, sprang höher und höher.

Als ihr Schwung schließlich nachließ, setzte sie zu einem letzten Sprung an. Ihre Körperhaltung erinnerte an einen gespannten Bogen, als sie einen Dolch, so schwarz wie die Nacht, aus ihrem Ärmel

zog und ihn tief zwischen zwei Steine trieb, die sich eine Armlänge unter der Kante des Walls befanden. Ein Geräusch wie von zerberstendem Metall hallte durch die Anlage.

Bei den Göttern, fast vierzig Fuß in nur einem Wimpernschlag.

Die Klingentochter hatte ihre Position klug in einer großen Lücke zwischen den vermummten Männern gewählt. Zwei davon bewegten sich auf sie zu, während die anderen beiden eine weitere schwerfällige Blase über den Rand hievten. Erneut hatten sie die hintere linke Ecke der Festung im Visier, wo die zweite Klingentochter mit den Fingerspitzen die Mauer untersuchte. Die Blase verfehlte ihr Ziel, aber die Klingentochter achtete ohnehin nicht darauf. Sie schien gefunden zu haben, wonach sie suchte, denn sie stand auf und starrte auf die Stelle, über die ihre Fingerspitzen gerade geglitten waren. Dann setzte sie zu einem Sprung an, drehte sich in der Luft und versetzte dem Stein einen brutalen Rückwärtstritt. Dabei stieß sie einen machtvollen Schrei aus, einen Kiai, den Çeda tief in ihrer Brust spürte.

Die Mauer erzitterte, und kleine Steinsplitter lösten sich von der Stelle, die ihr Tritt getroffen hatte, aber sonst tat sich nicht viel. Sie versetzte der Mauer Tritt um Tritt, jeder so krafterfüllt wie der erste, bis der Stein nach und nach zu bröckeln begann. Jeder Tritt wurde von einem erneuten Kiai begleitet, der irgendwo tief in Çeda widerhallte.

Über ihnen auf dem Wall hatten sich die vermummten Gestalten der anderen Klingentochter genähert. Die Männer drangen mit ihren gekrümmten Shamshiren auf sie ein, doch das Ebenschwert der Klingentochter wehrte sie mit beinahe furchterregender Leichtigkeit ab.

Die versammelten Händler und Kunden schienen erst jetzt zu begreifen, was hier vor sich ging. Kinder schrien vor Angst und drängten sich wie Küken an ihre Eltern. Eine Gruppe von Männern stemmte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Barrikade, doch ohne Erfolg. Eine Frau hatte eine gespickte Keule hervorgeholt, schien aber nicht recht zu wissen, was sie nun damit anfangen sollte.

Inmitten des Durcheinanders stand der Fürst, den die Töchter

schützten, mit solch einer Ruhe, dass Çeda eiskalt wurde. Ein Mann aus dem Osten der Stadt mochte zwei Klingentöchter als Eskorte anfordern, aber diese entspannte Haltung war untypisch für die Hochwohlgeborenen. Der Mann begegnete Çedas Blick. Vielleicht hatte er ihr Starren gespürt.

In diesem Moment begriff Çeda, wie sehr sie sich geirrt hatte. Er war nicht nur ruhig, er war gelassen, zweifelte keine Sekunde daran, dass ihm keine Gefahr drohte.

Dieser Mann war kein Fürst, der den Markt besuchte. Er war einer der Zwölf Könige.

Keine zehn Schritte von Çeda entfernt, inmitten des Gewühls des Duftmarkts, stand einer der Könige von Sharakhai und gab sich als reicher Fürst aus, obwohl sie keine Ahnung hatte, warum.

Der König wandte den Blick ab und widmete seine Aufmerksamkeit wieder dem Schwertkampf über ihnen. Die Klingentochter hatte mittlerweile den Wall erobert und tauschte nun Hiebe mit den Männern aus. Ihre Schwerter klirrten wie der Hammer eines Schmieds, verstärkt durch den Widerhall an den Festungsmauern. In der Zwischenzeit trat die andere Tochter wieder und wieder gegen die Mauer, verfiel in eine Art geheimnisvollen Rhythmus, den Çeda nicht verstehen, aber doch irgendwie fühlen konnte. Der Stein, auf den sie sich fokussierte, zerkrümelte immer mehr, erste Risse zeigten sich an den Rändern.

Ohne zu wissen, wann, hatte Çeda ihren Kenshar fest mit der rechten Hand umklammert. Sie trat einen Schritt auf den König zu, machte sich zum Angriff bereit, um ihm die Klinge über die Kehle zu ziehen. Sie spürte kaum, wie Emre ihr Handgelenk packte, spürte kaum, wie er sie zu sich herumdrehte.

»Was tust du?«, zischte er. »Du wirst sterben.«

Çeda machte sich los. Er versuchte erneut, nach ihr zu greifen, doch sie packte sein Handgelenk und schob ihn in eine Ecke – der einzige trockene Ort, der noch verblieben war. »Bleib zurück, Emre.«

Sie hatte sich gerade erst wieder umgedreht, als etwas Helles von oben in ihr Blickfeld kam – eine Fackel, die herabfiel wie ein Splitter der Sonne. Die Fackel berührte die sich ausbreitende Lache

aus Lampenöl, und mit einem lauten Zischen breiteten sich die Flammen blitzschnell vom Punkt des Aufpralls aus. Die Druckwelle stieß Çeda zurück, und sie duckte sich, um nicht von dem Feuerstoß erfasst zu werden.

*Ich kann den König noch immer erreichen.*

Hinter sich hörte sie das Splittern von Glas, das Spritzen von Flüssigkeit, die sich über Teppiche und Pflastersteine ergoss, die Schreie von Menschen, die vom Feuer ergriffen worden waren.

*Ich kann ihn noch immer erreichen.*

Aber ihre Füße wollten sich nicht vom Fleck bewegen, während die Flammen sich im Inneren der Festung ausbreiteten, über alles hinwegrasten, das vom Öl benetzt worden war. Ein Wagen explodierte. Das Feuer breitete sich schnell und hungrig aus, kroch Wände hinauf, stahl sich wie ein Dieb in die Ritzen zwischen den Pflastersteinen. Weitere Wagen wurden erfasst, und die gefangenen Marktbesucher versuchten zurückzuweichen, schreiend, die Augen so groß wie Monde. Die Flammen kannten keine Gnade, und sie machten keine Unterschiede, sie ergriffen Mann, Frau und Kind in einer sich stetig ausbreitenden Welle.

Flammen züngelten jetzt zwischen ihr und dem König. Sie waren dicht, aber mit einem großen Sprung ...

Aber nein. Bei den Göttern, es war zu weit. Die Flammen loderten zu stark.

*Bei Bakhi, wir werden alle in diesem Feuer sterben,* dachte Çeda, und doch brachte sie erst das Mädchen, das ihr vorhin die duftenden Holzstreifen angeboten hatte, von ihren Rachedgedanken ab. Es hatte sich nicht von der Stelle bewegt, war wie gelähmt neben Çeda stehen geblieben, doch nun rannte es auf einen der brennenden Männer zu.

»Papa!«

»Nein!«, rief Çeda.

Sie packte das Mädchen und zog es zurück, umklammerte ihre wild um sich schlagenden Arme. Im nächsten Moment legte sich etwas Schweres und Nasses über sie. Ein starker Arm schlang sich um ihre Taille und zog sie beide zurück. Zu dritt stürzten sie auf das Pflaster.

Ein Teppich, begriff sie. Emre hatte einen der Teppiche mit dem Duftwasser durchtränkt und über sie geworfen.

»Papa!«, schrie das Mädchen und versuchte, sich loszumachen.

»Es ist zu spät«, sagte Çeda und legte ihre Hand über die Augen des Mädchens, um ihm das Grauen zu ersparen. Das Mädchen hörte nicht auf, sich zu wehren – und sie konnte es ihm nicht verübeln –, aber Çeda hielt sie fest und weigerte sich, locker zu lassen.

Als Emre den Teppich tiefer zog, um sie vor der zunehmenden Hitze zu schützen, lugte Çeda durch die tropfenden Fransen. Überall, wo das Öl hingelangt war, spuckten nun gelbe Flammen schwarzen Rauch aus, der die Luft erfüllte und ihnen selbst unter dem Teppich das Atmen schwer machte. Ein Mann versuchte es der Klingentochter gleichzutun und von einem der Wagen ins Gebälk zu springen. Es gelang ihm, einen Balken zu ergreifen, aber dann verlor er den Halt und fiel auf einen anderen Wagen, wo er mehrere Glasbehälter herabstieß, die am Boden zersplitterten, und sofort wirbelten die Flammen in hypnotisierendem Blaugrün auf. Eine Frau versuchte, das Feuer auf einem kleinen Jungen zu ersticken, während sie selbst in Flammen stand. Einige nahmen sich Emre zum Vorbild, bis zwei Männer – beide brennend und schreiend – begannen, sich um einen der triefenden Teppiche zu streiten.

In der Ecke, wo der König eben noch gestanden hatte, bugsierte die Klingentochter ihn gerade durch das Loch, das sie dem alten Stein abgerungen hatte. Die Flammen erreichten sie genau in dem Moment, in dem die Beine und Füße des Königs verschwanden. Die Klingentochter war so durchtränkt von dem Öl, dass sie in Flammen aufging wie eine Supernova, aber sie folgte ihrem König nicht. Gozhens süßer Kuss, sie kniete sich auf den Boden und setzte den Stein wieder in die Lücke. Er passte nicht mehr genau, doch er würde verhindern, dass die Flammen dem König folgten, der nicht weniger durchnässt worden war als die beiden Töchter. Erst als der Stein wieder an seinem Platz war, wälzte sie sich schmerzerfüllt auf dem Boden.

Çeda starrte auf die schwarzen Ränder um den Stein. Einer der Könige lag gerade auf der anderen Seite, kroch davon, war verletztlich.

Innerhalb weniger Sekunden war ihr Moment gekommen und auch schon wieder vorbei.

Bei den Göttern, die Hitze war so überwältigend, dass es sich anfühlte, als könnte sie sie selbst unter dem Teppich verbrennen. Der Rauch verdichtete sich so sehr, dass er in Mund und Kehle kratzte. Sie hustete unkontrolliert, was es nur noch schlimmer machte. Wer nicht schrie, hustete ebenso schlimm wie sie selbst; sie befürchtete, dass sie und Emre und alle anderen, die den Flammen entkommen waren, am Rauch erstickten würden. Durch die Franzen hindurch begann sie Ausschau zu halten nach Seilen zwischen den Ständen und Wagen – eventuell konnte sie daraus einen provisorischen Haken herstellen, um ihn den Wall hinaufzuwerfen –, doch einen Augenblick später hörte sie Geräusche hinter sich. Die hölzernen Barrikaden rollten zurück und ein Dutzend Silberner Speere eilte durch den Torbogen. Sie winkten die Menschen hinaus in die Sicherheit, halfen denen, die aus der Feuersbrunst taumelten, und warfen Decken über andere, in dem vergeblichen Versuch, die Flammen zu ersticken.

Kurz darauf wurde Çeda hochgezogen und aus dem Inferno hinaus in die schattigen Gassen des Markts geführt, die ihr jetzt kalt wie Eis vorkamen. Das Mädchen kam mit ihr. Es zitterte am ganzen Leib und starrte Çeda aus weit aufgerissenen grünen Augen an, in denen eine Taubheit stand, die alles widerspiegelte, was Çeda in diesem Moment empfand.

Sie und Emre wurden noch eine Weile von den Silbernen Speeren befragt, aber Seyhan kam und bürgte für sie beide, sodass sie schon bald gehen durften.

Die ganze Zeit über konnte Çeda an nichts anderes denken als daran, was für ein Feigling sie doch gewesen war. »Du hättest nichts tun können«, sagte Emre später an diesem Abend, als sie wieder in ihrer einfachen, aus drei Zimmern bestehenden Wohnung saßen.

*Du irrst dich*, dachte Çeda. *Ich hatte die Gelegenheit, einen der Könige zu töten.* »Ich möchte nicht darüber reden«, sagte sie und steuerte auf ihr Zimmer zu. »Nicht jetzt.«

In dieser Nacht lag sie noch lange wach, ließ das Geschehene

noch einmal vor ihrem inneren Auge ablaufen und überlegte, was sie hätte anders machen sollen. Es bestand kein Zweifel, dass die Al'Awfa Khadar, die Mondlose Schar, für diesen Angriff verantwortlich war. Sie bestand aus Männern und Frauen aus Sharakhai oder aus der Wüste, die geschworen hatten, die Könige zu bekämpfen. Sie fragte sich, wie lange sie diesen Angriff geplant hatten. Sicherlich über Monate, vielleicht Jahre. Sie hatten nicht nur das Wissen benötigt, dass einer der Könige sich tarnte, um sich wie ein normaler Bürger durch die Straßen Sharakhais zu bewegen, sie mussten auch mit seinen Gewohnheiten vertraut gewesen sein. Wie oft er ging, welche Wege er nahm und wie viele ihn dabei schützten.

In Momenten wie diesem, wenn Çeda auf irgendeine Weise den Königen nahe kam oder an den Fuß des Tauriyat zurückkehrte, wo ihre Mutter gehängt worden war, fühlte sie sich so ohnmächtig, dass sie so laut schreien wollte, dass man es in ganz Sharakhai hören konnte. Die Könige verließen ihr Haus fast nie. Und nun war sie durch Zufall einem von ihnen begegnet, der noch dazu nahezu schutzlos gewesen war, und sie hatte versagt, hatte den Schwur, den sie ihrer Mutter geleistet hatte, nicht erfüllt. Doch selbst wenn sie den Mut aufgebracht hätte, es zu versuchen, dann hätte eine der Klingentöchter sie mit Sicherheit getötet. Sie waren in der Lage, in die Herzen der Menschen zu blicken. Wie konnte jemand wie sie auch nur hoffen, es mit ihnen aufnehmen zu können?

Während sie sich noch fragte, wie lange es dauern würde, bis die Könige auf den Anschlag reagierten, schlief sie ein. Eines war gewiss: Die Könige würden diesen Vorfall nicht unbeantwortet lassen, und sie würden nicht gnädig sein. Wenn man sich in Sharakhai auf eines verlassen konnte, dann auf die Währung der Vergeltung. Die Könige beglichen ihre Schulden schnell, vergolten Gleiches mit Gleichem und zahlten einen großzügigen Zins.

Am nächsten Morgen, als die Silbernen Speere ihre die Nacht andauernden Ermittlungen im Westviertel fortsetzten, hörte Çeda ein Dröhnen weit im Westen. Sie erhob sich von ihrem Frühstück aus Bohnensalat und Brot und wandte sich westwärts. Das Ge-

räusch wurde lauter und lauter, bis es die Grundfesten der Stadt erschütterte. Bald näherte sie sich Heiligentor, einer der elf Festungen in der Ringmauer der Stadt, die genau westlich des Tauriyat und des Hauses der Könige am Ende einer Straße lag, die man den Speer nannte.

Hunderte Silberne Speere säumten dort die Mauern und blickten leidenschaftslos nach unten. Ihre Gesichter verschwanden im Schatten der konischen Helme, und das Sonnenlicht wurde von den Stahlspitzen der Pfeile reflektiert, die in den Sehnen ihrer gespannten Kurzbögen lagen.

Doch Çeda verschwendete keinen weiteren Gedanken an sie. Beim Blick auf die Mauern der Festung reduzierte sich ihre Welt auf die Gestalten, die an Seilen von den Zinnen baumelten. Es waren Mädchen, erkannte Çeda. Alles Mädchen. Zwei Dutzend. Sie zählte sie mit einer morbiden Faszination. Ihre Kehlen waren durchtrennt, ihre Körper aufgehängt wie ausgeweidete Hasen, und ihr Blut rann die Mauern des Turms herab. Die Körper und das Blut übermittelten eine Botschaft, die man lesen konnte wie eine alte Schriftrolle: *Greift unsere Mauern an, sagten sie, und euer Blut wird fließen. Fügt einer unserer Töchter Leid zu, und vierundzwanzig der Euren werden im Gegenzug sterben.* Diese Botschaft war unmissverständlich. Immerhin waren die Klingentöchter die leiblichen Töchter der Könige – jede einzelne von ihnen, Erstgeborene der Könige, die nicht älter waren als diese ermordeten Mädchen, wenn sie ihre Klinge erhielten, um nicht nur die Ihren zu schützen, sondern auch die Stadt, die ihren Vätern von den Göttern selbst übergeben worden war.

Çeda betrachtete die Körper einen nach dem anderen, gedachte ihrer, gab ihnen ein Versprechen. Ganz besonders dem letzten. Dem Mädchen vom Duftmarkt mit dem pechschwarzen Haar und den jadegrünen Augen. Was hatte sie den Königen getan? Nichts. Aber sie war dort gewesen. Sie war dort gewesen und hatte überlebt. Das war Grund genug für die Könige, sie auszuwählen. Oder vielleicht war es auch einfach nur Pech. Ein Mädchen zur falschen Zeit am falschen Ort, nicht ein-, sondern zweimal an einem Tag.

Zorn und Kummer drohten sie zu überwältigen – wie so viele

andere, die am Fuß des Turms weinten. Aber Çeda weigerte sich, dem nachzugeben. Sie weigerte sich zu weinen. Stattdessen unterdrückte sie die Wut, verschloss sie tief in sich, mit all den anderen Dingen, die dort schwelten.

Dann wandte sie sich ab und ging.

Die Toten konnten nichts für sie tun und Çeda auch nichts für sie.

## 4

### *Elf Jahre zuvor*

Der Sonnenaufgang über der Großen Shangazi war ein schmerzhaft schöner Anblick – eine Explosion aus Bernstein, Ocker und Rostrot, ein faszinierendes Spektrum von Schatten, das sich in der Dünenlandschaft brach –, und doch war Çeda blind für all die Schönheit, denn ihre Mutter hatte sich wieder einmal in eisernes Schweigen gehüllt.

Çeda war ein dünnes Mädchen im Alter von acht harten Sommern, und sie saß auf einer Ruderbank im Inneren eines Skiffs – eines auf trügerische Weise wendigen Skiffs, für das ihre Mutter Ahya eine hohe Summe bezahlt hatte. Das Einzige, was in der Wüste im Morgengrauen zu hören war, war das Gleiten der Holzkufen auf dem goldenen Sand – das und das gelegentliche Zischen, wenn Ahya sich gegen die Pinne stemmte und das Ruder in den Sand trieb, um das Skiff in diese oder jene Richtung zu steuern. Es war so kalt, dass Çeda zitternd die Arme um sich schlang, aber sie sagte nichts. Die Wüste brach ihr Versprechen unendlicher Hitze nur selten, und bald würden auch die letzten Erinnerungen an den beißenden Wind unter dem grausamen, unnachgiebigen Starren der Sonne verfliegen.

Çeda und ihre Mutter hatten seit dem Beginn der Reise kein Wort gewechselt. Çeda war versucht, sie dazu zu drängen, ihr die Gründe für die plötzliche und unerklärliche Flucht aus der Bern-

steinstadt zu verraten, aber sie hatte schon vor einer ganzen Weile gelernt, dass sie nur das Gegenteil erreichte, wenn sie sie im falschen Moment unter Druck setzte. In dieser Hinsicht war Ahya stur wie ein Esel.

Sie wollte wenigstens verstehen, was ihre Mutter so ängstigte. Und Angst hatte sie, daran bestand kein Zweifel. Çeda konnte es an der Körperhaltung der Mutter erkennen – steif wie die Ruderbank, auf der sie saß – und an dem wachsamen Raubvogelblick, mit dem sie die Wüste vor ihnen abtastete, daran, wie sie hin und wieder den Kurs korrigierte und hinauf in die Segel blickte – aber nie zu Çeda. Mühsal und Sorgen hatten tiefe Linien in die Winkel ihrer Augen gegraben – Augen, die oft kämpferisch in die Welt blickten, aber an diesem Tag so sehr von Erschöpfung und einer Unruhe erfüllt waren, die an Panik grenzte. Egal wie müde und sorgenerfüllt Ahya sein mochte, sie segelte dennoch weiter, das Kinn stoisch erhoben, ihr langes schwarzes Haar im Wind flatternd wie eine Kriegsstandarte. Ihre Mutter war der Inbegriff einer Getriebenen.

Einen Moment lang musste Çeda daran denken, wie Ahya, die sich auf einen weiteren ihrer geheimen Ausflüge vorbereitet hatte, gestern Abend kurz vor Sonnenuntergang in ihrem gemeinsamen Bett eingeschlafen war. Ihr Schlaf war unruhig gewesen. Mehrere Male hatte sie lang gezogen Çedas Namen gerufen: *Chaaay-daaa*, *Chaaay-daaa*. Ihre Stimme war so voller Kummer gewesen, dass Çeda sie am liebsten umarmt und geweint hätte. Sie brachte es nicht über sich, sie zu wecken, sondern legte sich hinter sie, schmiegte sich eng an sie und streichelte ihr Haar, während sie sich fragte, welche schrecklichen Ängste wohl in den Träumen ihrer Mutter zum Leben erwacht waren.

Bei Anbruch der Dämmerung wachte Ahya auf und ging. Sie kam erst nach Stunden zurück, als die Zwillingssmonde bereits am Horizont verschwunden waren. Als sie in ihre Hütte geeilt kam, trug sie ihr schwarzes Kleid und einen Schleier – ähnlich denen, die die Klingentöchter trugen – und wies Çeda an, sie solle einige Kleider einpacken, während sie selbst Essen und Wasser für ein oder zwei Tage in der Wüste in einem Beutel verstaute. Seltsamerweise bestand sie auch darauf, ihre Bücher mitzunehmen – die sie bei

jedem ihrer Umzüge begleitet hatten. Sie zog sich ein Kleid über, das sie nicht das Leben kosten würde, wenn man sie darin erwischte, und schon waren sie unterwegs durch die Stadt, ohne dass Çeda auch nur eine Ahnung gehabt hätte, was das Ganze sollte.

Doch was das anging, hatte Ahya ihre Tochter gut erzogen. Es war nicht das erste Mal, dass sie überstürzt ihr Zuhause wechselten – Çeda konnte sich an mindestens ein Dutzend Mal erinnern –, und Ahya hatte stets darauf bestanden, dass Çeda nicht sprach, bis sie sich an einem sicheren Ort befanden, wo Zeit für Erklärungen war.

Noch vor dem ersten Tageslicht hatten sie den westlichen Hafen erreicht und eine stolze Summe gezahlt, um dieses Skiff zu mieten, einschließlich einer ganzen Reihe von Ermahnungen des attraktiven dunkelhäutigen Mannes, dem es gehörte. Nachdem sie den Hafen verlassen hatten, hatte Ahya Kurs Richtung Norden genommen, um sich so schnell wie irgend möglich von der Bernsteinstadt Sharakhai zu entfernen, deren gewundene und verwinkelte Straßen Abertausende beherbergten und die Ahya solche Furcht eingeflößt hatte, dass sie überstürzt bei Nacht und Nebel ihr Zuhause verlassen mussten.

»Du bist letzte Nacht in der Wüste gewesen«, sagte Çeda, die die Stille nicht länger ertrug. »Hast du noch mehr Blüten gesammelt?« Sie wusste, dass etwas ganz anderes passiert war, aber sie musste ihre Mutter einfach dazu bringen, dass sie etwas sagte. Irgendetwas. Egal was.

Ahya zog an der Tille und manövrierte das Skiff um einen großen, schwarzen Stein herum. »Ich war in der Wüste, aber ich habe keine Blüten gefunden. Nicht in dieser Nacht.« Çeda wollte fragen, was sie stattdessen gefunden hatte, aber ihre Mutter sah ihr in die Augen und schüttelte den Kopf, das Zeichen dafür, dass sie nicht bereit war zu sprechen. Noch nicht.

Erst als sie den letzten der großen, aufrecht stehenden Steine in Sharakhais näherer Umgebung hinter sich gelassen hatten und vor ihnen nur noch Sand lag, fixierte Ahya die Tille mit einem Stück Seil und wandte sich endlich Çeda zu. Sie sah sie an, wie andere Mütter ihre Kinder betrachteten – nicht mit einem Stirnrunzeln

oder mit strengem Blick und einer scharfen Ermahnung, sondern voller Gefühl. Das war etwas, was Çeda so selten zu sehen bekam, dass sie sofort wusste, dass ihre Reise weitaus ernster war, als sie zunächst gedacht hatte. Widerstrebend, wie es Çeda schien, zog Ahya eines ihrer wenigen wertvollen Besitztümer aus dem Kleid: ein silbernes Medaillon von der Form und Größe der Flamme einer Laterne.

Ahya barg das Medaillon in ihrem Schoß, um es vor dem Wind zu schützen. Sie öffnete es und entnahm seinem Inneren zwei getrocknete Blütenblätter, jedes davon weiß mit einem winzigen Hauch Blau an der Spitze. Ahya hatte sie vor Wochen von den nachtblühenden Adichara geerntet, knorrigen Bäumen mit in sich verdrehtem Stamm und heimtückischen Dornen, die ihre Blüten nur im Licht der Zwillingsmonde öffneten. Die Könige Sharakhais hatten dies ausdrücklich verboten, aber das war es nicht, was Çeda beunruhigte. Ihre Mutter hatte schon vor ihrer Geburt die Blüten der Adichara geerntet. Es lag auch nicht daran, dass Ahya ihr eines der Blütenblätter gab; auch das hatte sie viele Male zuvor getan, meist an Tagen, die auf die heilige Nacht Behr Zha'ir folgten. Vielmehr war es die Tatsache, dass dies nicht mehr nur ein kleines, auf ein Kind bemessenes Stück war wie die Male zuvor. Nein, dieses Mal war es ein vollständiges Blütenblatt.

*Warum?, fragte sie sich. Warum jetzt? Und warum hier?*

»Aufmachen«, sagte ihre Mutter und hielt die Blüte vor Çedas Lippen.

Das Blütenblatt beruhigte Çeda nicht im Geringsten, denn es bedeutete, dass Ahya diesen Tag als bedeutsam erachtete – so bedeutsam, dass sie ihr ein ganzes Blatt zugestand, so bedeutsam, dass es Çedas weiteres Leben beeinflussen würde –, und diese Erkenntnis war es, die sie die Puzzlestücke schließlich zusammenfügen ließ.

»Wir besuchen die Hexe, oder?«

Ihre Mutter antwortete nicht, sondern hielt ihr erneut das Blütenblatt vor die Lippen. Furchtsam, sich zu verweigern, und furchtsam, zu gehorchen, öffnete Çeda ihren Mund weit, und mit einer ehrfürchtigen Geste platzierte Ahya ein Blütenblatt unter Çedas

Zunge und das andere unter ihrer eigenen. Sie betrachtete sie aufmerksam, obwohl Çeda nur raten konnte, was sie zu sehen hoffte.

Sie spürte die Veränderung, die jedes Mal über sie kam, nur dass es dieses Mal viel intensiver war. Ihre Zunge prickelte, die Lippen folgten bald darauf. Die Haut in ihrem Gesicht, die Fingerspitzen, die Fußsohlen. Sogar die Stelle hinter dem Nabel – die Stelle, von der ihre Mutter immer sagte, dass von hier die Schreie kommen mussten, wenn sie das Schwert schwang – erwachte unter dem die Sinne berauschenden Einfluss des Blütenblatts zum Leben. Ihr Mund füllte sich mit Speichel, sodass sie ständig schlucken musste. Ihr Gehör wurde empfindlicher. Das Gleiten der Kufen über den Sand dröhnte in ihren Ohren. Das Atmen der Mutter erschien ihr unerträglich laut. In der Ferne konnte sie das Winseln eines jungen Mähnenwolfs hören. Sie hätte schwören können, dass sie selbst die Adicharabäume spüren konnte, die die Stadt umgaben, jene Bäume, von denen ihre Mutter dieses Blütenblatt geerntet hatte.

Sie fühlte sich so lebendig wie nie zuvor. Als ob sie es selbst mit einem der rüdigigen Knochenknacker aufnehmen könnte, die sie heute Morgen die Wüste um Sharakhai hatte durchstreifen sehen. Als ob sie von dem Skiff springen und die Zwillingssmonde jagen, ihnen folgen könnte, bis sie am Rand der Welt untergingen. Es gab nichts, was sie nicht tun konnte. Und doch lag Reue in dem Blick, mit dem ihre Mutter sie bedachte, als ob das hier eine Prüfung wäre, in der Çeda bereits versagt hatte. Und sie hatte keine Ahnung, warum. Der Morgen nach Beht Zha'ir war nicht die einzige Gelegenheit, zu der ihre Mutter ihr Blütenblätter gegeben hatte: am Abend von Çedas Geburtstagen; an Beht Tahlell, der Nacht, in der die Göttin Nalamae mit ihrem gekrümmten Finger den Sand der Großen Shangazi berührt und den Haddah geschaffen hatte, jenen Fluss, der der Wüste Leben schenkte; hin und wieder gab sie Çeda sogar ein kleines Stück von den Blüten, wenn sie mit den Klingen tanzten. Aber warum gab sie ihr jetzt ein ganzes Blatt und sah sie mit diesem Stirnrunzeln an, wenn es sie doch mit goldenem Licht erfüllte?

»Nun sag schon«, begann Çeda, in der Hoffnung, dass es diesen Blick vom Gesicht ihrer Mutter wischen würde. Ahya spannte die

Kiefer an, sodass man sehen konnte, wie die Muskeln unter ihren eingefallenen Wangen arbeiteten. Sie war stur, aber Çeda war die Tochter ihrer Mutter. »Besuchen wir die Hexe?«

»Saliah ist keine Hexe«, sagte Ahya schließlich, vielleicht weil sie beschlossen hatte, dass es an der Zeit war, Çeda in ihre Geheimnisse einzuweihen, jetzt, da sie weit draußen in der Wüste waren, weit entfernt von allen, die sie hören könnten. Weit entfernt vom König des Flüsterns.

Çeda war anderer Meinung. Jeder wusste, dass Saliah über den Tag hinaussehen konnte und in der Lage war, in die Zukunft anderer Menschen zu blicken, dass sie Zauber sprechen konnte, wenn sie wollte und die Umstände es verlangten. Trotzdem unterdrückte Çeda eine bissige Antwort. Ihre Mutter wirkte so angespannt wie die Saite einer Tanbur, die drohte, jeden Moment zu reißen.

»Willst du ihr Blüten verkaufen?«, fragte Çeda und hoffte, dass das der Grund des Besuchs war und sie schnell wieder gehen konnten. Aus irgendeinem Grund fürchtete sie jetzt die Zukunft.

»Das hat dich nicht zu interessieren.«

»Mama, ich bin schon acht. Ich bin alt genug, um es zu wissen.«

Mit einem tadelnden Ausdruck wandte Ahya den Blick von den Dünen vor ihnen ab und sah Çeda in die Augen. Sie brach in nervöses Gelächter aus, eine Gefühlsregung gedrückt von der Furcht und den Zweifeln, die eindeutig in ihr brodelten. Dann schien beides für einen Moment von ihr abzufallen, und sie lehnte sich zurück und lachte unbeschwert und laut. Ihr Lachen erfüllte den hellen Wüstenhimmel. In diesem Moment schien es, als ob die Anspannung dieses Morgens und der Nacht zuvor sich in Luft aufgelöst und eine neue Frau zurückgelassen hätte. Sie griff nach Çedas Hand und küsste sie dreimal. »Vielleicht bist du das, Çedamihn, aber ich werde es dir nicht sagen. Noch nicht. Nicht, bevor ich mit ihr gesprochen habe.«

Çeda freute sich, ihre Mutter zum Lachen gebracht zu haben – ein schönes Geräusch, das sie nur selten zu hören bekam –, aber schon bald kehrte das Gewicht der Sorgen, das sich in den letzten Monaten auf ihre Schultern geladen hatte, zurück, sogar schwerer als zuvor, und Ahya saß wieder steif auf ihrer Ruderbank, die Hand

an der Tille, und sah mit grimmigem Blick voraus, während der Wind die Segel ihres sonnengebleichten Skiffs blähte.

»Sei ein braves Mädchen, ja? Deiner Mutter zuliebe«, bat Ahya, ohne Çeda anzusehen.

Çeda dachte im ersten Moment, dass sie über den Besuch bei Saliah sprach, aber ihr Blick war zu ernst dafür. Ein Herzschlag, und Çeda wusste, was ihre Mutter vorhatte. Ein weiterer, und alle Gedanken an die Wüstenhexe lösten sich auf, und ihre Welt bestand nur noch aus ihr, ihrer Mutter und diesem Skiff auf dem Sand.

Ahya wollte sie hier *zurücklassen*. Sie hatte vor, sie bei Saliah zu lassen und irgendwohin zu gehen, an einen Ort, von dem sie, wie sie dachte, nie wieder zurückkehren würde.

Çeda wollte in sie dringen, wollte fragen, wohin sie gehen wollte und warum sie sie zurückließ, aber dann wollte sie plötzlich nichts mehr als zeigen, dass sie wirklich ein braves Mädchen sein würde, also nickte sie.

»Du wirst die Bücher lesen, die ich dir gegeben habe«, fuhr Ahya fort. Es war keine Frage, nicht einmal eine Anweisung, vielmehr eine tiefe Hoffnung.

»Das werde ich.«

»Wiederhole die Übungen mit Schwert und Schild, die ich dir gezeigt habe. Ich habe es dir nie gesagt, aber wir beide wissen, dass du eine Gabe hast. Betrachte das nie als selbstverständlich. Verstehst du? Und wenn du jemals Hilfe brauchst, wende dich an Dardzada.«

Dardzada war ein Apotheker, der im reichen östlichen Teil Shakhais lebte. Ihre Mutter war hin und wieder mit ihr dort gewesen und hatte ihm etwas verkauft – vielleicht Blüten, die sie von den Adicharabäumen gesammelt hatte. Die beiden sprachen dann immer eine Weile im Hinterzimmer des Ladens, und Çeda musste unterdessen vor der Tür auf einem Stuhl sitzen und warten, nachdem ihr eingeschärft worden war, dass sie *nichts anfassen* durfte. Er war immer gemein zu Çeda, fragte sie, wann sie das letzte Mal gebadet habe, und drohte ihr, dass er sie an die umherziehenden Wüstenstämme verkaufen würde, wenn sie seine Pflanzen auch

nur ansah. Warum beim süßen Atemhauch der Götter verlangte ihre Mutter jetzt, dass sie ausgerechnet ihn um Hilfe bitten sollte?

Ahya musste erraten haben, was sie dachte, denn sie fuhr fort: »Er ist Blut von deinem Blut, Çedamihn.«

»Das ist er nicht!«, sagte Çeda und hoffte, allein den Gedanken daran mit ihren Worten in Grund und Boden stampfen zu können.

»Er ist es«, antwortete Ahya ruhig. »Und eines Tages wirst du das verstehen.«

Während sie ihren Weg fortsetzten, versuchte Çeda, sich dazu zu überwinden, ihre Ängste auszusprechen, die Mutter zu fragen, was sie plante. Sie zu bitten, es nicht zu tun. Aber sie hatte das Gefühl, sie auszusprechen würde sie real machen – als ob ein Wort ausreichte, ihre Mutter genau das tun zu lassen, was sie am meisten fürchtete –, und mit jeder Meile wuchs die Überzeugung, dass es albern wäre, Ahya infrage zu stellen. Immerhin hatte sie schon viele gefährliche Dinge getan, nicht wahr?

Sie verließ oft an Beht Zha'ir das Haus, eine Nacht, in der es allen außer den unsterblichen Königen und den Klingentöchtern verboten war, auch nur einen Fuß vor die Tür zu setzen. Erst letzte Nacht hatte sie es wieder getan. Sie verließ das Haus stets in ihrem schwarzen Kampfkleid. An manchen Tagen kehrte sie wohlbehalten zurück, an anderen mit Schnitten, Schrammen und Prellungen, die Çeda unter ihren scharfen Anweisungen verbinden musste.

Sie hatte viele Jahre direkt unter der Nase der Zwölf Könige ihre Verachtung für die Gesetze Sharakhais gezeigt, ohne ernsthaft Schaden davongetragen zu haben. Sie war eine Frau, die wusste, was sie tat, und sie würde sicher zurückkehren. In dieser und in jeder weiteren Nacht. Çeda wusste einfach, dass es so war.

Gerade als die Sonne aufgegangen war, erschien ein einsames Gebilde am Horizont: eine hohe Steinsäule, die wie ein anklagender Finger in den kobaltblauen Himmel zeigte. Als sie näher kamen, zog Ahya an der Tille und nahm Kurs in Richtung Westen, und dann jagten sie für einige weitere Stunden dem Schatten ihres

Segels hinterher. Çedas Blick war aufmerksam auf den Horizont gerichtet. Sie setzte sich auf, wartete darauf, dass etwas zu sehen sein würde.

Und doch war das Windspiel das Erste, was sie wahrnahm. Ein Klang, so klar und melodisch, dass er ihre Wahrnehmung nur am Rande streifte.

*Wie in einem Traum*, dachte sie.

Es erinnerte sie an ihre Träume. Träume, die sie bis zu diesem Moment vergessen hatte. Und dann, als ob sie selbst jetzt träumte, erhob sich Saliahs Haus aus dem Sand. Es war lediglich eine kleine Lehmziegelbehausung mit einem ummauerten Garten, aber hier in der trostlosen Weite der Wüste wirkte es irgendwie verzaubert.

Sie hielten kurz vor dem Steinplateau an, auf dem Saliahs Heim stand, und in schweigendem Einverständnis griff Ahya nach Çedas Beutel mit Kleidern und Büchern, während Çeda das Segel auf dem Ausleger zu einem dichten Bündel schnürte. Ahya setzte den Anker – einen schweren Stein an einem Seil, der das Skiff daran hindern würde, im Wind davonzugleiten. Bevor Ahya einen Fuß auf den rostroten Stein setzte, hob sie eine Handvoll Sand auf. Sie hob sie an die Lippen und flüsterte ein Gebet, während sie den Sand aus der Hand rieseln ließ, wo er vom Wind verweht wurde. Um was genau sie die Wüstengötter bat, wusste Çeda nicht, und sie wollte es auch nicht wissen. Worte wie diese waren heilig und nur für die Götter gedacht, an die sie gerichtet waren.

Çeda bückte sich und ergriff selbst eine Handvoll Sand. Sie erhob sich wieder und ließ ihn durch ihre Finger rieseln. »Ich bitte dich, Nalamae«, flüsterte sie, »wache über meine Mutter, besonders heute.«

Saliah wartete an der Tür auf sie. Sie war eine schöne Frau. Und groß! Sie war sicher einen Kopf größer als Ahya. In einer Hand hielt sie einen Stab, in dessen gebogene Spitze Edelsteine eingelassen waren; ihre andere Hand strich über den langen geflochtenen Zopf, der über Schulter und Brust hing. Sie sah Ahya und Çeda näher kommen, aber ihr Blick schien durch sie hindurchzugehen und auf einen Punkt in der Ferne gerichtet zu sein.

»Wer ist da?«, fragte Saliah.

»Ahyanesh. Und ich habe meine Tochter mitgebracht. Dürfen wir dich sprechen, Saliah Flussgeboren? Ich komme in einer sehr ersten Angelegenheit.«

»Eine sehr ernste Angelegenheit ...«

»Sonst wäre ich nicht hier.«

Saliah dachte nach, während der Klang des Windspiels im Garten die Luft erfüllte. Die Zeit dehnte sich ins Unendliche, doch dann nickte Saliah und wandte sich Çeda zu, den Blick auf einen Punkt über ihrem Kopf gerichtet, als könnte sie sie gar nicht sehen. Sie steckte ihr die Hand entgegen, und obwohl Çeda sich fürchtete, sie zu ergreifen, fühlte sie so etwas wie einen inneren Zwang, es doch zu tun, den sie sich nicht erklären konnte.

»Geh doch ein wenig im Garten spazieren, Kleines«, sagte Saliah.

»Warte«, rief Ahya, die Augen geweitet angesichts dieser scheinbar harmlosen Bitte. »Çeda?«

Saliah hielt inne und neigte den Kopf leicht in Ahyas Richtung. »Eine sehr ernste Angelegenheit, sagtest du.«

»Ja, aber ...«

»Dann muss Çeda es tun«, antwortete Saliah ruhig.

Ahya sah ihre Tochter unschlüssig an, dann wandte sie den Blick zur Gartenmauer, und als ihre Augen sich schließlich auf Saliah richteten, war der Blick darin flehend.

»Warum nicht ich?«

»Weil sie diejenige ist, die den Mantel deiner Entscheidungen tragen wird. Weil es einfacher ist, Verborgenes zu sehen, wenn man auf das Nächste und nicht auf die Sache selbst blickt. Und nun geh, Çedamihn. Deine Mutter und ich müssen reden.« Saliah ließ Çedas Hand los, wandte sich dann majestätisch wie eine Königin ab und steuerte auf ihr Heim zu. »Warum gehst du nicht und siehst, ob die Akazie zu dir spricht?« Im nächsten Moment war sie in den Schatten des Eingangs verschwunden.

»Geh«, sagte Ahya stirnrunzelnd und schob Çeda in Richtung der Steinmauer und des Tors, das in den Garten führte.

Çeda begriff nichts von dem, was gerade passiert war, aber sie fühlte sich plötzlich erleichtert, dass sie sich frei bewegen konnte.

Nach den viele Sorgen, die sie sich in der Wüste gemacht hatte, fühlte Saliahs Heim sich an wie eine Oase, wie eine Höhle, die Schutz vor dem aufziehenden Sandsturm bot.

*Wenn irgendetwas meiner Mutter helfen kann, dachte sie, dann Saliah.*

Çeda war schon einmal hier gewesen, aber wie zuvor beim Klang des Windspiels kehrte auch dieses Mal die Erinnerung erst zurück, als sie den Garten durch den Torbogen betreten hatte.

Es war wunderschön. Draußen in der Wüste war es bis auf den leisen Gesang des Windspiels still gewesen, doch hier im Garten erwachten neue Klänge zum Leben. Vögel mit leuchtenden Schnäbeln flatterten zwischen den Büschen umher und über den Weg, der sich zwischen ihnen hindurchschlängelte. Sie zwitscherten und tuschelten und erfüllten die schwüle Luft mit allerlei Gesängen. Der orchestrale Klang erinnerte Çeda an den Haddah im Frühling, wenn es im Schilf nur so von Zaunkönigen, Lerchen und Stelzen wimmelte. Und die Gerüche! Blumig, duftend und voller Leben. Baldrian mischte sich mit Beifuß und dem erstaunlich durchdringenden Duft von Forsythien. Und über all dem schwebte ein alter Geruch, der stark an Ambra erinnerte. Es schien Çeda, als wäre die Welt selbst an diesem Ort geboren worden. Es war wundervoll, und es half, die düstere Stimmung zu lindern, die die Reise hierher in ihr geweckt hatte.

In der Mitte des Gartens ragte eine riesige Akazie auf, die ihre Äste wie eine schützende Großmutter über allem ausstreckte. Obwohl die Mauer im Vergleich zu dem Baum winzig erschien, war er von außen nicht sichtbar gewesen, bis sie den Garten durch das Tor betreten hatte. Çeda ging zum Fuß des Baumes und sah hinauf zu den grünen Blättern und den vielen bunten Glasscherben, die in seinen Ästen hingen.

*Warum gehst du nicht und siehst, ob die Akazie zu dir spricht?*, hatte Saliah gesagt. Çeda wusste, dass Saliah den Klang des Windspiels deutete, wenn Menschen zu ihr kamen. Aber sie selbst konnte das nicht. So etwas erforderte jemanden mit den Fähigkeiten der Wüstenhexe, jemanden, der wusste, was die Welt im Innersten antrieb.

Oder?

Ein Dutzend Vögel flatterte durch das Geäst, aber keiner von ihnen berührte die Glasstücke oder auch nur die goldenen Fäden, an denen sie befestigt waren. Die Splitter hingen nicht tief genug, um sie berühren zu können, aber sie wünschte, sie täten es.

Es fühlte sich an wie ein Sakrileg, aber der Drang, den Baum hinaufzuklettern, wurde von Sekunde zu Sekunde stärker. Saliah hatte es ihr erlaubt, nicht wahr? Çeda schluckte und leckte sich über die Lippen, dann warf sie noch einmal einen Blick auf den Eingang. Sie konnte leise die Stimmen ihrer Mutter und Saliahs hören, und dank ihrer durch das Blütenblatt geschärften Sinne schnappte sie einige der Worte auf.

»Ich habe vier der Gedichte ausfindig gemacht«, sagte Ahya.

»Vier sind nicht zwölf«, antwortete Saliah.

»Es ist ein Anfang.«

»Es scheint mir nicht klug zu sein, ungeachtet dessen, was du mir erzählt hast.«

»Dann zeig mir einen anderen Weg!«, flehte ihre Mutter.

»Es ist nicht so einfach, wie du glaubst, und es gibt mehr zu bedenken als nur die Könige.«

»Das sagtest du bereits. Aber die Könige müssen gestürzt werden.«

»Das bestreite ich nicht«, war Saliahs Antwort.

»Was dann? Was kann es sonst noch geben?«

Çeda entging ein Teil der Unterhaltung, als sie den Baum umrundete und von zwei Vögeln mit gelben Hauben erschreckt wurde, die aus einem nahen Busch aufflatterten. Sie sah durch das Geäst hinauf in den blauen Wüstenhimmel, betrachtete, wie die Glas splitter das Licht in tausend verschiedenen Farben auffingen.

»Nimm sie zu dir«, sagte Ahya. »Nimm sie, und ich werde zurückkehren, oder ein anderer wird kommen.«

»Geduld«, erklang Saliahs tiefe Stimme. »Wir sollten auf das Windspiel hören.«

Mehr konnte Çeda nicht mehr verstehen, und sie hatte die starke Vermutung, dass Saliah dafür gesorgt hatte, dass sie diesen Teil des Gesprächs hörte, und dass die Hexe es auch wieder unterbun-

den hatte. Dies war immerhin ihr Heim, und das bedeutete viel für jene von göttlichem Blut. Und Çeda hegte keinen Zweifel daran, dass Saliah zu jenen gehörte, die den ersten Göttern selbst entstammten. Was sonst könnte ihre Kräfte erklären?

Çeda wartete eine Weile und sah hinauf ins Geäst. Sie hatte eine komplette Runde um den Baum gedreht. Nachdem sie ein letztes Mal tief ein- und ausgeatmet hatte, nahm sie Anlauf, sprang von einem runden Stein am Fuß des Baumes ab und schwang sich mühelos auf den niedrigsten Ast. Sie kletterte höher und hielt sich dabei immer dicht am Stamm, um die dünnen Dornen der kleineren Äste zu meiden. Als sie sich der Krone näherte, bemerkte sie, dass das Windspiel anders klang. Irgendwie dringlicher. Entschlossener.

Sie lauschte eine Weile, gefangen von den sich stetig ändernden Tönen, die sie an das Geräusch der Sandstürme erinnerten, die durch Sharakhai fegten. Sie ließ sich einen Moment lang mit dem Kopf nach unten von einem Ast hängen, aber plötzlich fühlte sich das sehr falsch an, also zog sie sich wieder hoch und lauschte dem Windspiel.

Sie erkannte Bilder in seinen leuchtenden Reflexionen. Kurzlebige Dinge wie kleine silberne Fische unter der Oberfläche eines Flusses, in einem Moment da, im nächsten verschwunden. Sie erblickte die schwielige Hand einer Frau mit einer blutenden Wunde am Daumen. Sie sah einen Käfer mit schillernden Flügeln, der sich auf einer strahlend weißen Blüte niederließ. Sie sah eine Frau in einem durchscheinenden orangen Kleid, die in der Wüste tanzte; Sand wirbelte auf, als sie sich drehte und ihre Beine schwang. Sie sah triumphal geredete Ebenschwerver, Frauen in schwarzen Kampfkleidern, die über die Dünen jagten. Sie sah einen Mann mit Augen, die ihr unglaublich bekannt vorkamen, der das elegante Gewand eines Wüstenscheichs trug. Sie sah dies und noch viel mehr, aber sie verstand nichts davon.

Vor allem eine Erscheinung verwirrte sie. Sie stand vor einem König. Zumindest dachte sie, dass es ein König war. Er hatte einen durchdringenden Blick, trug eine goldene Krone, war in edle Gewänder gekleidet und stand in einem Saal von unvorstellbarem

Reichtum. Der Blick aus den dunklen Augen war entschlossen, beinahe stolz. In seiner Hand hielt er ein Shamshir aus Ebenstahl, in dessen Klinge dicht unter der Parierstange ein Symbol eingraviert war. Es war eine kreisrunde Darstellung von Schilf am Rande eines Flusses. Sie konnte beinahe die Reiher hindurchstaksen sehen, die dort nach Scharlachkiemen jagten. Das Seltsamste an der Vision waren aber weder der König noch das Schwert, noch nicht einmal dass sie darin eine Audienz mit einem der zwölf unsterblichen Herrscher Sharakhais hatte. Das Seltsamste war, dass der König ihr das Schwert darbot.

Sie war so gefangen von dieser Vision, dass sie im ersten Moment gar nicht bemerkte, dass sie beobachtet wurde. Als sie durch die Zweige lugte, sah sie durch die goldenen Fäden und funkelnden Splitter Saliahs hochgewachsene Gestalt mit ihrem Stab im Torbogen stehen. Ahya stand zwei Schritte hinter ihr, der Ausdruck auf ihrem Gesicht erwartungs-, sogar hoffnungsvoll. Saliahs Miene allerdings war vollkommen anders. Sie wirkte weder ärgerlich noch freundlich; stattdessen starrte sie mit einem Ausdruck von Ehrfurcht durch die Äste, als blickte sie in die Augen von Tulathan höchstselbst.

Saliah streckte ihre rechte Hand aus und ballte sie mehrmals zur Faust, drehte sie um, zeigte ihre Handfläche, dann den Rücken, dann erneut die Handfläche. Sie schluckte und schien langsam die Kontrolle über sich zurückzugewinnen. »Komm herunter, Kind.«

Ihre Worte vermischten sich mit dem Windspiel, als ob sie Vettern wären, die nach langer Zeit ein Wiedersehen feierten. »Komm jetzt herunter.«

Unwillkürlich begannen Çedas Glieder zu zittern. Auch wenn sie keine Ahnung hatte, warum: Sie wusste, dass Saliahs blinde Augen die gleichen Dinge gesehen hatten wie sie. Aber Çeda war lediglich ein tollpatschiges Kind, während Saliah wusste, wie man diese Dinge deutete. Die Frage war nur, was sie gesehen haben konnte, das sie so aufgebracht hatte.

Mit ehrfürchtiger Vorsicht ließ Çeda sich durch die Äste hinuntergleiten, und als sie mit den Füßen wieder auf festem Boden stand, sah sie, dass Saliah weinte.

»Ist es wahr?«, fragte Çeda. »Werde ich eine Ebenklinge bekommen?«

Ahyas Augen weiteten sich. Sie schluckte, und ihr Blick schnellte zwischen Çeda und Saliah hin und her. Sie wartete auf Saliahs Antwort, doch sie fürchtete sie eindeutig auch.

Bevor Çeda fragen konnte, was nicht stimmte, wandte sich Saliah um und steuerte auf ihr Haus zu. »Es gibt hier keinen Platz für Çeda.«

Ahyas Blick wanderte mehrere Male zwischen Çeda und Saliahs sich entfernendem Rücken hin und her. Sie wirkte, als wäre sie plötzlich in einen Strudel geraten. »Bitte«, rief sie. »Da ist noch mehr, was wir ...«

»Geht«, sagte Saliah.

»Wenn du nur eine kurze Weile auf sie achten könntest ...«

Saliah blieb stehen und drehte sich um. Sie pochte mit ihrem Stab auf den Stein. Der Klang war dumpf, und er dauerte ewig an, als wäre die ganze Wüste nicht mehr als eine riesige Trommel. »Es gibt viele Wege, die wir in unserem Leben einschlagen können, und im nächsten, aber für dich, Ahyanesh Ishaq'ava, ist dies kein möglicher Weg mehr. Und nun nimm dein Kind und verlass diesen Ort.«

Saliah wandte sich um und entfernte sich, bis ihre Gestalt von den Schatten ihres Heims verschluckt wurde.

Sie ließ Çeda und Ahya allein zurück.

Mutterseelenallein.

Wie betäubt wandte Ahya sich Çeda zu. Es war seltsam, wie überwältigend sie in diesem Moment aussah. Durchdringende braune Augen, das rabenschwarze Haar wehte im Wind. Sie war nicht wütend, sondern einfach nur wie vor den Kopf gestoßen. Es mochte seltsam klingen, aber sie sah aus, als wären ihre Sorgen mit einem Mal hinfort gefegt, als bliebe ihr keine echte Wahl mehr, sodass ihr Weg vollkommen klar vor ihr lag. Doch dann packte sie Çedas Handgelenk und zerrte sie mit sich zu dem Skiff.